Aus

Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1909.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1909.

I. Allgemeines.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen aus der Mission der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien

III. Abbildungen.



Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1909. 10. Jahrgang.

Alle, die an ihn glauben.

Joh. 3, 16.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auch daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ So lesen wir Joh. 3, 16.

„Verloren“ — das schrecklichste Wort, das in der Bibel steht. Und doch steht es nicht umsonst darin. Wir müssen uns täglich fragen, ob es uns gilt. Wie viel entsetzlicher aber wäre es, wenn die ganze Welt verloren gehen müßte! Doch nein. Wir kommen vom Weihnachtsfest her. Da wissen wir:

Welt ging verloren,
Christ ist geboren!
Freue dich, freue dich o Christenheit!

Nun können sie alle, schwarze und rote und gelbe und braune Menschen ebenso wie die weißen, das ewige Leben erlangen. Alle, alle, die eins tun, die an ihn, an unsern Heiland glauben, ihm vertrauen und im Leben wie im Tod seine Hand ergreifen, von ihm sich die Sünde wegnehmen lassen und seine Liebe immer mehr verstehen lernen.

Laßt uns am Beginn des Jahres beten, daß in den kommenden zwölf Monaten recht viele Heiden zum Heiland kommen möchten, um das ewige Leben zu gewinnen, und wir mit ihnen!

Christian, der Eskimoknabe in Labrador.

Hoch oben im Norden der kalten Labradorküste liegt die Missionsstation der Brüdergemeine Rama. Das Bildchen zeigt uns die Umgebung, wie sie sich im Frühjahr ausnimmt. Da starren zwar die felsigen Berge gen Himmel, aber der anmutige Wasserfall kann doch sein Wasser wieder frei und ungebunden fließen lassen. Im Winter aber, da stürmt und schneit es, da herrscht eine grimmige Kälte, und das ganze Land ist mit Schnee und Eis bedeckt.

In jener Gegend um Rama tummelte sich ein Knabe, Christian mit Namen. Seine Mutter war im Heidentum groß geworden und hatte wenig christliche Erkenntnis. Christian wuchs daher ohne Zucht auf und konnte trotz seiner 12 Jahre noch nicht lesen. Er war ein munterer Bursche, aber ein rechter Strick! Besser ward es mit ihm erst, als der Heiland ihn in eine ernste Schule nahm.

Im Frühjahr war er einmal mit seinen Eltern auf dem Außenplatz. Da wohnten sie erst in Schneehäusern, dann in Zelten. Christian hatte sehr viel freie Zeit. Da lief er oft an die Abhänge hin und rollte Steine hinunter, verleitete dazu auch andere Kinder und wurde deshalb von den älteren Leuten vielfach gewarnt. Anfang Juni tat er es wieder einmal. Da gaben einige der Steine, auf denen er stand, nach, der Junge fiel auf harten Schnee und auf Felsenboden, wodurch ihm etwas Kopfhaut abge-



Wasserfall bei Rama in Labrador.

schürft wurde. Ein großer Stein aber traf seinen rechten Oberarm und schlug nicht bloß den Knochen entzwei, sondern auch das Fleisch durch, so weit, daß der Arm nur noch 1½ Zoll oben zusammenhing.

Er war allein und lag wohl eine Zeitlang besinnungslos da. Dann kam er ohne Mütze heim — die fand sich später unter Steinen — blutüberlaufen und seinen Arm haltend schlich er nach Hause. Dort am Zelt lag er, bis ein Mann bei dem Missionar in Rama Rat und Medizin geholt hatte und er verbunden werden konnte. Man holte ihn mit dem Missions-Schlitten auf die Station. Er war auch bald wieder auf. Da seine Arme eingeschient waren und still in der Binde hingen, fühlte er wenig Schmerzen, und die Missionsarbeiter freuten sich seiner Genesung. Er aber ließ sich trotz ihrer Warnung nicht lange halten. Bald lief er wieder umher wie die anderen Kinder, und fing an zu spielen und zu werfen wie früher. Da war eines Tages sein Arm wieder gebrochen! Nun gab es entsetzliche Schmerzen. Der Missionar baute gerade das neue Warenhaus und hatte darum sehr harte Arbeitshände. Mit diesen getraute er sich nicht, den Arm wieder einzurenken. Überdies stand der Arzt Dr. Grenfell in Sicht. Nun trat aber zu dem bösen Arm auch noch Typhus, ein gefährliches Nervenfieber, hinzu, so daß der Knabe dem Tode nahe war. In dieser Zeit tat Christian Buße für seinen Leichtsinn. Er änderte seinen Sinn und sein Leben und ist dann ein fleißiger, braver und dabei fröhlicher Jüngling geworden.

Missionsfeuerwehr in Paramaribo.

1. Warum eine Missionsfeuerwehr?

Nicht, als ob es gar keine städtische Feuerwehr in Paramaribo, der Hauptstadt Surinames, gäbe. Altertümliche Spritzen arbeiteten schon vor Jahren, und nachdem sich bei einigen Bränden z. B. im Jahre 1900 gezeigt hatte, daß sie in recht ungenügendem Zustande waren, ist neuerdings alles modernisiert: Eine Rohrleitung wurde gelegt, ein Wasserturm aufgerichtet, und die nötigen Hydranten (Stellen, wo man den Röhren Wasser entnimmt) sind angebracht worden. Aber, wie das Bild zeigt, sind die Häuser dieser Stadt aus Holz gebaut. Da ist die Feuersgefahr größer, als wenn die Baulichkeiten von Stein sind. Und ist einmal Feuer ausgebrochen, da gilt es, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll, sofort mit der Spritze zur Hand zu sein. Darauf konnte die Mission sicherer rechnen, wenn sie sich eine eigene Spritze und dann natürlich auch eine eigene Bedienungsmannschaft für diese Spritze beschaffte. Das war um so nötiger, als unsere Mission gerade in Paramaribo eine große Anzahl Häuser besitzt, nicht nur 7 Kirchen, mehrere Schulgebäude und die Wohnungen der 15 europäischen Missionare und mehrerer eingeborener Gehilfen, sondern eine Anzahl größerer Geschäfte mit allen möglichen Magazinen und Werkstätten, deren Leiter und Angestellte natürlich auch ihre Wohnhäuser und Wohnräume haben. Einige dieser Gebäude sehen wir auf dem schönen, großen Bilde. Es sind die Baulichkeiten, die zu unsrer Bäckerei gehören. Diese selbst steckt gerade nur ihre Dachrinne noch in das Bild hinein (rechts oben). Das Haus, welches rechts den Hintergrund des Bildes ausmacht, birgt im Untergeschoß die Magazine, in denen das Mehl und andere zum Backen nötigen Dinge im Vorrat aufgestapelt sind, im Oberstock haben die Bäckergesellen ihre Unterkunft gefunden. Das Gebäude links enthält in den oberen Räumen die Wohnung des Bäckermeisters (früher Br. Demelt, jetzt Br. Gerber), während unten die Backwarenausgabe sich befindet. Nicht weniger als sieben Wagen führen das Brot durch die Stadt. Diese Wagen werden hier mit ihren schmackhaften Vorräten gefüllt.

Hier in diesem Hofe der Bäckerei pflegt die Feuerwehr ihre Übungen abzuhalten.

2. Wer gehört zu dieser Feuerwehr?

Anfangs, d. h. bei ihrer Gründung im Jahre 1903 (bald nach dem Besuche des Bruders Buchner aus der Missionsdirektion) setzte sich die Feuerwehr nur aus den jungen Kaufleuten zusammen, die aus Europa gekommen waren, um in den Missionsgeschäften zu arbeiten. Ihre Zahl betrug etwa 20. Mit großem Eifer exerzierten sie und machten ihre Übungen an der Spritze. Und zwar früh vor der Eröffnung der Geschäfte. Bald aber zeigte es sich, daß diese Kräfte im Ernstfalle doch nicht ausreichen würden. Darum zog man auch die Eingeborenen, die Farbigen heran, wenigstens die, welche in den Geschäften (nicht in den Gewerben) angestellt sind. Diese erscheinen nun auf

(Fortsetzung siehe Seite 4.)



Die Missionsfeuerwehr in Paramaribo.

Wer steht so stramm? Was geht da her?
Ist Krieg denn irgendwo?
Das ist das Heer, das ist die Wehr
Von Paramaribo.

Wenn eben noch der Morgen graut,
Tritt man in Reih und Glied,
Geklettert wird und ausgeschaut,
Marschiert in festem Schritt.

Der Spritze führt man Wasser ein,
Der Schlauch wird neu erprobt,
Auf's Dach geht's und ins Haus hinein,
Als wenn das Feuer tobt.

Und Übung gibt es auch zur Nacht.
Schnell sind sie aufgestellt.
Ein jed's auf seinem Posten wacht.
Der Fackelschein erhellt.

Einst ward es ernst. Alarm erschallt.
Zum Helm! Zum Rock! Geschwind!
Der Boden unterm Marschtritt hallt.
Hin, wo die Flammen sind!

Flink an die Spritze! Wasser schießt
Im Bogen auf das Dach.
Je emsiger das Feuer frißt,
Je schneller geht's ihm nach.

Nicht lange, und das Haus ist frei,
Die Flammen züngeln aus.
Gefahr und Arbeit sind vorbei,
Und fröhlich geht's nach Haus.

Den Dank bezeugt der Gouverneur.
Das macht sie doppelt froh. —
Das ist das Heer, das ist die Wehr
Von Paramaribo.

T. B.

(Fortsetzung von Seite 2.)

unserm Bilde mit ihren schwarzen Gesichtern und schwarzen Händen in der Überzahl. Im ganzen handelt es sich jetzt um eine Feuerwehr von etwa 50 bis 60 Mann. Von jedem, der in den Geschäften angestellt wird, wird jetzt der Zutritt zur Feuerwehr einfach verlangt. Es ist also insofern eine Pflichtwehr. Der Regierung gegenüber ist sie aber eine freiwillige Vereinigung. Doch hat die Regierung in Rücksicht auf diese Betätigung der Farbigen alle die, welche in dieser unserer Feuerwehr Dienst tun, von der Verpflichtung, der in Paramaribo bestehenden Bürgerwehr und der städtischen Feuerwehr beizutreten, befreit. Darin liegt eine öffentliche Anerkennung der Tätigkeit und der Leistung unserer Missionsfeuerwehr.

3. Was tut die Feuerwehr?

Eine solche Anerkennung ihrer Leistungen hat die eifrige, mutige Schar auch reichlich verdient. Zunächst hält sie ihre Übungen in regelmäßiger Folge, wöchentlich oder 14tägig, in strammer Ordnung ab. In zwei Kompanien oder Züge ist sie eingeteilt. Die eine Hälfte der Mannschaften ist auf der Leiter, die andere bei der Spritze tätig. Nur durch häufige Uebungen bleibt alles in gutem Gang. Nur dadurch auch wird verhütet, daß die Schläuche — was in den Tropen so leicht geschieht — verderben. Anerkennung hat die Wehr auch darum reichlich verdient, weil sie nicht nur ihre Hilfe der Stadt jederzeit bereitwillig angeboten, sondern auch schon mehrfach tatkräftig bewiesen hat, daß es ihr damit ernst war. Einmal wurde sie übrigens durch ein Versehen alarmiert. Ein Telephonbeamter meldete durch den Fernsprecher „Feuer im Postamt“. Sofort war alles auf den Beinen, ja, man schloß die Geschäfte, um niemand zu hindern, am Postamt Hilfe zu bieten. Als erste war unsere Feuerwehr zur Stelle. Aber was war das? Das Postamt stand ja unversehrt da. Die Polizei sollte nämlich am Postgebäude mit der Spritze üben, man hatte ein Feuer dort nur angenommen. Allmählich erst kam dann die städtische Mannschaft heran. Die unsere erhielt eine Anerkennung. Und so noch in manchem Ernstfall. Allheil der Wehr von Paramaribo! Auch für die Zukunft!

Wem soll ich was geben?

Stolz freute sich jeder Deutsche über den edlen Wetteifer und die Opferfreudigkeit, welche hoch und niedrig an den Tag legte, als Graf Zeppelins Luftschiff vernichtet worden war. Drei Millionen Mark flossen zusammen. Welch ein Strom, aus ungezählten kleinen Bächlein gespeist! Die Mission aber ist die Sache Gottes. Und die braucht noch mehr Geld. Möchte auch da immer das Nötige zusammenströmen, wenn es, wie gegenwärtig, dringend gebraucht wird. Für die rheinische Mission gab ein Herr 10 Mark und schreibt dazu:

Anstatt für Zeppelin,
Schick' ich's nach Barmen hin.
Nehmt es für's Defizit,
Nehmt Gottes Segen mit!

Unsere Brüdermission schloß ihre letzte Rechnung mit einem Fehlbetrag von 250000 Mk. ab, von der noch etwa 200000 Mk. zu tilgen sind! Jemand begleitete neulich eine Gabe mit diesen Worten:

Gab für Graf Zeppelin
Schon manchen Groschen hin.
Graf Zinzendorfs Mission,
Die bittet länger schon.
Da überlegt' ich mir,
Ob ich zum Fest nicht ihr
Ein Scherflein spenden soll.
Gott segnet es gar wohl.

Auch Kinder haben schon mit geholfen, die Summe zu mindern. Drei Mädchen in Herrnhut machten eine kleine Aufführung und gewannen 3,67 Mk. Ein Knabe gab 1,18 Mk. zu einem Weihnachtslicht für die Heidenkinder, zwei frühere Gnadenberger Schülerinnen 10 Mk.; aus der Gnadenberger Mädchenanstalt kamen 45, aus der Königsfelder 250 Mk., aus Kleinwelka 143 und aus verschiedenen Instituten zusammen 890 Mk. Dafür den herzlichsten Dank!

Vierbeinige Räuber in Deutsch-Ostafrika.

Bruder Büttner erzählt von Kipembabwe: Eines Abends im August ging ein Leopard auf unsern Hausboden, um Mäuse zu jagen. Wir dachten, die Decke bräche zusammen, so tobte das Tier. Und dazu waren Fenster und Türen nicht in gutem Zustand. Auch trieben sich vier Löwen in der Nähe umher.

Wer wirbt neue Abnehmer für „Nord und Süd“?

Wir möchten doch gern, daß recht viele Knaben und Mädchen wie auch Erwachsene mit der Mission bekannt werden. Dazu kann „Nord und Süd“ helfen. Wohlfeil ist es doch wirklich. Nicht wahr? 25 Pfennige sind für einen ganzen Jahrgang einer Zeitung nicht viel Geld. Könnte nicht jeder Leser einen neuen Leser zu gewinnen suchen, der dann auch sich das Blatt selbst hält?

Rätsel.

Wenn sie steht zwischen a und n
Sag, welchen Weltteil ich dann nenn!

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1909. 10. Jahrgang.

Eierhändler in Alaska.

Von Br. P. Zucher, bis vor kurzem in Alaska.

Nach dem kalten Norden richten sich in diesen Winterwochen unsere Blicke, da es auch bei uns rauh und kalt ist. Da soll uns der lustige Eierhändler, der in Alaska zu Haus ist, den Weg weisen nach der kalten Nordwestecke von Amerika. Und Br. Paul Zucher, der dort eine ganze Reihe von Jahren als Missionar gearbeitet hat, soll uns erzählen, was er vom Eierhandel und Eiersammeln in Alaska weiß.

Er schreibt: Das Bild ist schon vor einigen Jahren aufgenommen worden, ehe ich an den Kuskokwimfluß auf unsre Station Bethel kam. Daher kann ich nicht sagen, wie der junge Mann heißt, der hier seine Eier zum Verkauf bringt. Nach dem Bilde kann ich ihn nicht erkennen; lebt er noch, so hat er sich inzwischen gewiß recht verändert, denn die Leute altern dort oben sehr früh. Ich will aber gern erzählen, was ich sonst von solchen Eierhändlern und Eiersammlern weiß, kurz mancherlei, was mit solchen Eiern zusammenhängt.

1. Das Wohnen der Eskimo auf den Fangplätzen.

Alljährlich zu Anfang des Monats April geht ein Teil der Alaska-Eskimo nach den Bergen, die südöstlich vom Kuskokwimfluß gelegen sind, um dort Erdeichhörnchen (Squirls) und andere Pelztiere zu fangen. Andere Leute machen sich nach der Küste auf, um dem Seehundsfang obzuliegen. Wieder andre aber ziehen nach der Tundra, jener wellenförmigen, moosbedeckten Ebene, die sich zu beiden Seiten des Kuskokwimflusses meilenweit hin ausbreitet. Zahllose Seen, Teiche, Flüsse und Bäche sind die Aufenthaltsorte von Moschusratten und Minks (Wiesel), sowie auch von Scharen wilder Wasservögel. Hierher zerstreuen sich die Leute familienweise und schlagen auf etwas erhöhten Plätzen, wo sie vor Ueberschwemmungen sicher sind, ihre kleinen Zelte auf, die von weißem Drillich hergestellt sind. Noch liegt die weite Flur Mitte April im winterlichen Kleide, und das Lager dieser Leute besteht daher oft aus mehrere Fuß hohem Schnee, der nur grade mit Weidenruten und trockenem Gras sowie Grasmatten bedeckt ist. Auf Schlitten bringen sie ihre wenigen Habseligkeiten dorthin; viele Vorräte brauchen sie nicht zu transportieren, denn zu der Zeit besitzen sie wenig, ja oft gar keine mehr. Was sie Ernte nennen, ist ja jetzt vor der Tür, jetzt, nach des langen Winters Strenge. Nur weil die Leute zur Zeit des später einsetzenden Tauwetters auf einige Wochen weder zu Lande noch zu Wasser reisen können, so müssen sie sich doch noch mit dem zum Leben Nötigsten versehen, ehe sie sich in diese nassen Wüsten begeben. Pulver und Blei, Tee und Zucker, Mehl und vor allem der unvermeidliche Tabak, sind alles, was sie beanspruchen. Viele aber haben im Frühjahr nicht die Mittel, um sich einen mehrere Wochen hinreichenden Vorrat kaufen zu können, deshalb kommen sie zu weißen Leuten, Händlern oder Missionaren,

und borgen sich einen bescheidenen Vorrat von Lebensmitteln mit dem Versprechen, diesen Vorschuß in Gestalt von Eiern zurückzubezahlen. Zuverlässige Leute erhalten einen solchen Vorschuß bereitwilligst, da Eier für den Tisch der weißen Leute eine willkommene Abwechselung darstellen; und so ist beiden Teilen geholfen.



Eierhändler in Alaska.

2. Jagd- und Fangzeit.

Zwischen dem 15. und 20. April werden die ersten Gänse erwartet. Wo die Natur nicht durch Sträucher hilft, macht sich jeder Jäger einen „Anstand", einen Platz, von dem aus er die Tiere beobachten und schießen kann, aus Weidenruten und trockenem Gras. Je mehr Schnee zu dieser Zeit noch liegt, desto sicherer ist ihm eine reiche Beute an schönen Gänsen, denn diese müssen sich dann auf die wenigen schneefreien Plätze niederlassen und sind dort leicht zu erreichen. Dann kann ein guter Schütze 20—30 Gänse an einem Tage erlegen. Ist der Winter dagegen schneearm gewesen und die Tundra großenteils unbedeckt, dann zerstreuen sich die Gänse bald auf ihre Nistplätze und sind dort schwerer zu jagen. Und dasselbe ist bei den Schwänen, Kranichen und Enten der Fall, die nach den Gänsen kommen. Das Jagen nach den Moschusratten wird mit Vorliebe am Abend betrieben. Ihre Felle werden ebenso wie die der Erdeichhörnchen zu Pelzen verwandt. Die zweite Hälfte des Mai ist die eigentliche Eierzeit. Manchmal gibt es noch bis Mitte Juni Eier. Oft hilft ein solcher Eiersammler dem andern mit seinem Vorrat an Munition aus und empfängt dafür Eier von ihnen als Bezahlung. Hat er genügend Eier beisammen, sodaß es sich lohnt, den vielleicht 24 Stunden weiten Weg zum nächsten Ort im Kanoe oder Kajak zu machen, dann macht er sich auf zum Handelsplatz oder zur Missionsstation, wo er schon lange erwartet wird und darum sehr willkommen ist. Dort liefert er seine Ware ab.

3. Kanu und Kajak in Alaska.

Die Fahrzeuge Kanoe (= Kanu) und Kajak sind in Größe und Gestalt wesentlich gleich. Der Unterschied ist der: das Kanoe ist oben ganz offen, seine Bekleidung besteht aus Birkenrinde, die mit Wurzelfasern zusammengenäht und mit Harz verdichtet sind. Der Kajak dagegen ist oben ganz gedeckt und besitzt nur eine Oeffnung für den Mann, der ihn regiert. Seine Bekleidung besteht aus Seehundsfell. Der Kajak wird am unteren Teil der Flüsse und an der Küste gebraucht, während das Kanoe nur im oberen Lauf der Flüsse und in den Seen benützt wird. Beide Fahrzeuge sind eigentlich nur für einen Mann berechnet, dienen aber doch oft zweien. Der zweite muß dann in derselben Öffnung rückwärts sitzen.

4. Die Eier.

Die Menge von Eiern, die Ihr auf dem Bilde erblickt, sieht ja wohl recht einladend aus, aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Oft sind die Eier schon etwas angebrütet, wenn sie gefunden werden, und dann müssen sie oft noch einige Zeit unter ungünstigen Verhältnissen im Zelt aufbewahrt bleiben, bevor sie abgeliefert werden können. Da kann sie dann nur der Geschmackssinn von Eskimos noch als „gut" bezeichnen. Früher, als es noch keinen Wettbewerb im Eierhandel gab, konnte strenger zwischen guten und schlechten Eiern geschieden werden, seit aber durch das Einströmen von Weißen in das Land der Bedarf an Eiern bedeutend gewachsen ist, müssen solche oft ohne Unterschied genommen werden.

Die beiden Gefäße, in denen die Eier aufbewahrt erscheinen, sind selbstgemachte hölzerne Schüsseln, welche die Form eines länglichen Vierecks und abgerundete Ecken besitzen. — Außer den gewissermaßen gedungenen Eiersammlern bringen noch andere Leute, die selbständig gesammelt haben, Eier zum Verkauf, doch da diese überall verkaufen können, wo ihnen die Ware gut bezahlt wird, so kann niemand mit Sicherheit auf sie rechnen.

Im Laufe der Zeit kann dieses Eiersammeln nicht ohne Nachteil auf die Jagd bleiben. Und es ist darum gut, daß schon jetzt an Orten, wo der Schiffsverkehr ein regelmäßiger und schneller ist, von Amerika eingeführte Eier vorgezogen werden, weil letztere in Anbetracht ihrer Güte auch nicht teurer kommen. Ein Gänseei kostet jetzt 5 cents (20 Pfg.) und ein Entenei $2\frac{1}{2}$ cents (10 Pfg.), Schwaneneier 10 cents (= 40 Pfg.) das Stück, mehr als doppelt so viel wie vor 10 Jahren. Infolge ihrer schwer zu bestimmenden Güte ist es auch nicht ratsam, die wilden Eier lange aufzubewahren.

Wenn die Zeit des Eiersammelns vorüber ist, kommen die Leute die Flüsse herab bis an deren Mündung oder an einen passenden Platz am Kuskokwim, wo sie dann ihre Vorräte an Fischen sammeln.



Kajak in Alaska.

Zu gleichem Zwecke kommen auch die anfangs erwähnten Leute, die in die Berge gegangen waren, zurück, und die Seehundsjäger begeben sich weiter den Kuskokwimfluß hinauf.

Wie wurde nach dem Orkan 1906 in Moskito die Not gelindert?

Ein Dank an alle, die dazu geholfen haben.

Schon ehe die Nachricht eingetroffen war, daß am 17. Oktober v. J. im Moskitolande wieder ein schwerer Orkan auf mehreren unserer Stationen an der Küste gehaust und manchen Schaden angerichtet habe (s. S. 4), ließ uns Schw. Berckenhagen, zur Zeit in Kleinwelka, folgende Zeilen zugehen:

Vielleicht sind unter den Lesern und Leserinnen Eures Missionsblattes manche, die seiner Zeit in irgend einer Weise geholfen haben, den Schaden wieder gut zu machen, der durch den Orkan im Oktober 1906 auf den Stationen Magdala und Tasbapauni in Moskito angerichtet worden war. Ihnen allen möchten wir einmal einen warmen, herzlichen Dank sagen, nicht nur in unserm eignen Namen, sondern auch im Namen unsrer lieben Pflegebefohlenen dort in Magdala, die uns oft sagten: Wenn Ihr in Deutschland seid, so sagt denen, die in unsrer Not unser gedacht haben, viel tausend Dank für ihre Liebe; wir können sie ihnen nicht vergelten, aber wir wollen für sie beten, daß der Herr sie dafür segnen möge. Und Ihr könnt versichert sein, daß viele das treulich getan haben.

Es gab ja vielen Schaden gutzumachen, nicht nur an den der Mission gehörigen Gebäuden und sonstigem Besitz, sondern auch unsre Leute bedurften der Hülfe. Wie dankbar waren wir da, daß wir durch Gaben der Liebe, die uns überwiesen wurden, in den Stand gesetzt waren, zu helfen, zu helfen dort, wo große Not herrschte. Die Leute hatten nichts zu essen, denn ihre Plantagen waren zerstört, und bares Geld, um Lebensmittel zu kaufen, war sehr knapp. Da haben wir denn Reis und Mehl in großen Vorräten bestellt. Hättet Ihr nur einmal zuschauen können, welch fröhliches Treiben beim Ausladen der Liebesgaben unter dem Missionshaus in Magdala herrschte — unter dem Missionshaus, denn es steht auf 2 m hohen Pfosten —, Ihr würdet Eure helle Freude daran gehabt haben. Da kamen die Kinder von allen Seiten, und auch viele Alte stellten sich ein und nahmen mit Dank ihr Säckchen Mehl in Empfang. Um den Leuten zu einer weisen Einteilung ihrer Vorräte zu helfen, gaben wir ihnen nicht alles auf einmal, sondern teilten lieber öfter kleinere Portionen aus.

An einem Sonnabend war es ganz schlimm. In den drei Läden des Orts gab es keine Lebensmittel mehr zu kaufen. Viele hätten auch kaum das Geld dazu gehabt; und doch wußten sie nicht, — wie uns eine Frau nachher sagte, — wie sie ihren und ihrer Kinder Hunger stillen sollten. Da gerade kam von Bluefields der von uns schon lange bestellte Reis, mehrere Säcke voll. Wir sagten es nur den nächsten Nachbarn; aber wie ein Lauffeuer ging's weiter, und bald strömten die Leute von allen Seiten zusammen, und nun ging's ans Abmessen und Austeilen, und in nicht langer Zeit waren mehr als 1100 Pfund Reis verteilt!

Wir kamen in jenen Tagen einmal in das Haus einer jungen Frau, die ein treues Mitglied unsrer Kirche ist. Es war schon am späteren Nachmittag, da saß ihr kleines Mädchen, die sonst immer lustig und guter Dinge war, ganz still an der Tür und nahm gar keine Notiz von uns. „Was ist denn heut mit deiner Kleinen?" fragten wir. „Ja", hieß es, „die hat heut noch garnichts gegessen; aber nun haben wir ja Mehl erhalten, und da soll sie bald etwas bekommen."

Ich werde auch nie vergessen, wie früh am Morgen nach dem Orkan eine große Schar verängsteter, frierender, hungriger Kinder sich im Missionshaus einfand; ein „zu Hause" hatten sie ja eigentlich nicht mehr, alles war zerstört; ihre Eltern hatten zu tun, um so bald wie möglich ein notdürftiges Obdach für die Ihrigen herzurichten; kochen konnten sie auch nichts, alles war naß, und nichts wollte brennen; da schickten sie ihre Kinder zu uns. Freilich lagen auch unsre Küche und unser Herd in Trümmern; aber ich besaß doch einen Petroleumkocher, und wenn er auch bis oben voll Wasser war, so ließ sich dieser Schaden bald wieder gut machen.

Kochgeschirr mußten mir die Jungen auch erst zusammensuchen, das lag weit über den Hof und Garten verstreut, durch den Sturm davongetragen. Aber dann konnte ich doch für all die kleinen Leute ein Frühstück kochen. Wie tat ihnen das so gut! In der folgenden Zeit haben sie dann doch oftmals noch hungern müssen, und da haben auch Eure Gaben geholfen, ihren Hunger zu stillen.

Das ältere Schwesterchen jener obenerwähnten Kleinen hatte in der schrecklichen Orkannacht ihr Leben eingebüßt. Mit ihrer Mutter und dem jüngsten Brüderchen hatte sie im Schutz des Hauses gesessen, dessen Einsturz so vielen verhängnisvoll wurde. Als das Haus zusammenbrach und die fallenden Balken und Bretter viele verletzten, hörte die Mutter nur noch ein Stöhnen ihres Kindes, und bald war es ganz still. Sie selbst war wie durch ein Wunder dem Tode entgangen, aber konnte sich, durch Trümmer eingeklemmt, nicht rühren. Sie fand nur ihres Kindes Hand, und es wurde ihr klar, daß dasselbe tot war. Da hat sie nun, wie so viele andere, die lange, lange Nacht gesessen in Sturm und Regen, nicht anders denkend, als daß auch ihr Bübchen, das sie im Arm hielt, den Morgen nicht erleben würde. Aber es blieb ihr erhalten. —

Auch an Kleidungsstücken fehlte es den Leuten; vieles war ihnen in jener Nacht verdorben oder vom Sturm entführt worden, und sie hatten kein Geld, um neue Sachen zu kaufen. Da kam Hülfe. Unsre amerikanischen Geschwister schickten Kleidungsstücke, wollene Decken u. s. w., und mit dem aus Deutschland erhaltenen Gelde konnten wir noch manches weitere anschaffen. Als ich eines Tages mit einem Stück Zeug für ein Kleid zu einer unsrer alten Schwestern kam, da weinte sie Freudentränen. „Ach, wie gut ist doch der Herr", sagte sie, „ich habe in diesen Tagen immer an das Wort der Bibel denken müssen: „Ihr sollt nicht sorgen, was ihr anziehen werdet", und doch wußte ich nicht, ob ich je wieder ein ordentliches Kleid haben würde, um in die Kirche gehen zu können, und nun schickt Er dieses für mich." Wie bat auch sie, wir möchten in ihrem Namen danken! —

Und endlich haben wohl auch manche von Euch ein Scherflein gegeben für den Wiederaufbau der Kirche in Magdala. Als wir an den ersten Sonntagen nach dem Orkan auf den Trümmern unsrer Kirche Gottesdienst hielten, da wollte uns und unsern Leuten wohl das Herz schwer werden. Wir fragten uns: „Wann wird wohl dieses Gotteshaus wieder neu gebaut werden können?" Es schien das in sehr, sehr weiter Ferne zu liegen. Aber die helfende Liebe war auch hier bald zur Stelle, und von Monat zu Monat wuchs die Summe, die für eine neue Kirche in Magdala bestimmt war; und nun wird es hoffentlich nicht mehr allzulange dauern, bis man an einen fröhlichen Neubau gehen kann. Dann wird man wieder all der großen und kleinen Geber in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Gott der Herr mache Euch auch ferner allezeit willig und freudig, Ihm zu geben von dem, was Euer ist, sei es auch nur eine kleine Gabe. Er, der auch den Becher kalten Wassers nicht unbelohnt lassen will, verachtet sie nicht, denn Er sagt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Die Weihnachtsfeier

war diesmal wieder äußerlich recht getrübt im Moskitolande. Von Ephrata schrieb Br. Beck kurz vor dem Fest: Wir haben kein Krümchen Mehl, können also nichts backen. Nur braune Bohnen, Reis und Maisstärke stehen zur Verfügung. Die Weihnachtslieder haben keinen rechten Zug. Mit hunrigen Magen singt sichs schlecht.

Gelbes Fieber in Suriname.

Auf unserm großen Missionsgebiet Suriname in Südamerika ist kurz vor den Weihnachtsfeiertagen das böse gelbe Fieber ausgebrochen, an dem vor sieben Jahren mehrere junge, tatkräftige Brüder hingerafft wurden. Bis jetzt sind unsere Missionsfamilien völlig verschont geblieben. Nicht wahr, wir bitten den Herrn inbrünstig, daß er sie auch fernerhin behüte, sie alle, klein und groß?

Rätsel.

1	2
3	4

1 2 ein Nebenfluß der Oder.
3 4 eine Harzstadt.
1 3 ein Burengeneral.
4 2 ein Teil des menschlichen Körpers.
2 3 ein Mädchenname.
2 2 Bewohner Nord-Afrikas.

O.

Quittung.

1 65 von Frau W. Wetzig, Tanndorf für unser Heidenmissionswerk, —.50 von H. Buck, Neudresden für das Bläserchor in Urambo, —.91 von Curt Friedrich von Schelicha, Breslau für die armen Heidenkinder zu einem Weihnachtslicht, 1.50 von Paula und Otto Gräser gesammelt, 1.10 von Helene Koch in Gebesee für die schwarzen Kinder in Kitunda-Kiwere, 5.30 von 6 Abonnenten des „Aus Nord und Süd" zur Tilgung der Missionsschuld durch Frau Wwe. Gustave Bérard, Oberbronn, Elsaß, mit herzlichem Dank erhalten

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger B Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1909. 10. Jahrgang.

Eine Hochzeit im Bassutolande.

Missionsinspektor Trittelvitz besuchte vor drei Jahren unter anderen Stationen auch den Missionsplatz Bethesda, auf dem ein französischer Missionar tätig ist. Die Pariser Mission feierte kürzlich im Bassutolande das Jubiläum ihres 75jährigen Bestehens. Im Gedenken daran hören wir heut, was uns Inspektor Trittelvitz von einer Pariser Station erzählt:

Luisa Mokorosi hinkte zwar, denn sie hatte ein lahmes Bein, aber sie war ein so prächtiges Mädchen, daß Samuel Mafisa dachte: Die wird eine gute Frau für mich. Samuel Mafisa war 22 Jahre alt; er hatte etwas tüchtiges gelernt und war nun wohlbestallter Lehrer im Bassutolande in Südafrika. Der Vater der Braut war auch Lehrer und wohnte in Mokheli, einem Bassutodorf, das zu dem Bezirk der Missionsstation Bethesda gehört. Dort in Bethesda war ich mit Missionar Röhl zu Besuch bei einem französischen Missionar, als die Hochzeit stattfand. Wenn sonst im Bassutolande die schwarzen Christen Hochzeit feiern, dann kommt das Brautpaar auf die Missionsstation, um sich trauen zu lassen, denn der Missionar kann nicht zu allen Trauungen in die weit entlegenen Dörfer reiten. Aber in diesem Falle machte er gerne eine Ausnahme, und wir beiden Reisenden freuten uns, daß wir einmal in Afrika eine fröhliche Hochzeit mitfeiern konnten, darum beschlossen wir, als ungebetene Gäste einfach mitzugehen.

Des Morgens um neun Uhr ritten wir drei von Bethesda fort und kamen bald an den Fuß des Schlangenberges, in dem nach der Meinung der Heiden ein böser Geist in Gestalt einer Schlange haust. Wir sprangen von den Pferden herunter, um sie an den steilsten Stellen am Zügel zu führen. Da holte uns eine andere Reiterschar ein. Es waren lauter schwarze Bassuto. Einer unter ihnen war in einen feinen Reitanzug gekleidet, glänzend gelbe Reitstiefel trug er und in der Hand einen Spazierstock aus Ebenholz. Ein steifer Hut und ein hoher weißer Stehkragen fehlten auch nicht. Man sah es dem jungen Mann an, daß er reich und vornehm war. Es war Zepo, ein Häuptling des Bassutovolkes. Im Bassutolande haben die Häuptlinge noch eine große Macht; bei jeder Gerichtssitzung, die sie halten, bekommen sie ein Rind oder mehrere. Natürlich haben sie auch viele Frauen; Zepo hat deren 17. Trotzdem sind diese Häuptlinge arme Leute. Denn sie sind ja noch in der Gewalt der bösen Schlange, die nicht, wie die Heiden fabeln, in einem Berge wohnt, sondern in den Menschenherzen. Der Gott, dem diese Häuptlinge am liebsten dienen, ist der Branntwein.

Auf der andern Seite des Schlangenberges breitet sich eine wunderschöne Ebene aus. Im Galopp jagten wir durch sie hindurch, bis wir zu dem Dorfe Mokheli emporstiegen, das schon ziemlich hoch liegt, aber doch von dem schönen Mokheliberge noch weit überragt wird. Hier fanden wir glückliche Leute,



„Eine Hochzeit im Kaffernlande", im Hintergrunde Geschw. Marx und Asboe.

Kirche. Doch nicht in der Kirche fand die Feier statt, sondern daneben unter freiem Himmel. Ein Tisch war hingestellt und ein Stuhl für den Missionar und außerdem noch einige Bänke für das Brautpaar und die Eltern. Die übrigen Gäste setzten sich einfach auf die Erde.

Und dann kam der Brautzug. Der Bräutigam hatte einen neuen dunklen Anzug an und hielt einen weißen Sonnenschirm über der Braut, die sich mit einem weißen Kleide

denn, wenn sie auch nicht so reich waren wie der junge Häuptling Zepo, so waren sie doch reich in Gott und kannten den Heiland. Schon der Großvater des Bräutigams war ein frommer Mann gewesen. Als er noch Lehrer und Prediger in Mokheli war, da tobte einmal ein Streit zwischen den Heiden von Mokheli und einem anderen Dorfe wegen der Grenze ihrer Länder, denn die böse Schlange hatte Zwietracht gesäet. Der alte Mokorosi redete zum Frieden, aber gerade darum haßten ihn die Heiden. Und eines Sonntags Morgens in der Frühe, als er sich eben rüstete, um die Leute zum Gottesdienst herbeizurufen, da brachen die jungen Männer des feindlichen Dorfes in Mokheli ein und erschlugen den alten Mann. Doch sein Friedenswort ist nicht vergeblich gewesen; jetzt gibt es schon eine ganze Reihe Christen in Mokheli, und Enoch, der Sohn des Ermordeten, ist seines Vaters Nachfolger als Prediger des Evangeliums geworden.

War das ein Gewimmel von Menschen vor Enochs Hause! Von allen Seiten kamen die Festgäste, nicht nur Christen, sondern auch viele Heiden, denn sie hatten gehört, daß sowohl Enoch wie der Vater des Bräutigams einen Ochsen zum besten geben würden, und davon wollten sie doch gern etwas abbekommen. Einige von den Männern trugen europäische Kleidung. Die meisten hüllten sich in große rote Decken ein, die Frauen hatten sich leuchtende Tücher um den Kopf gebunden. Selbst die Kinder waren heute nicht ganz nackend, sondern hatten hier und da etwas an. Hunde und Pferde liefen umher, denn manche der Gäste waren von ferne gekommen. Als das Glöckchen läutete, gingen alle Gäste zur

und einem großen Schleier geschmückt hatte. Vor ihnen her ging der Vater der Braut mit der Mutter des Bräutigams und hinter ihnen noch drei Paar junge Männer und junge Mädchen, die ihre weißen Kopftücher so umgebunden hatten, daß die steifen Zipfel nach oben standen. Da konnte man sehen, wie die Schwarzen in Südafrika schon manche Sitten und Gebräuche von den Holländern und Engländern angenommen haben. Ich dachte nun, der Missionar würde sich, wie es bei uns geschieht, einen Talar anziehen; aber das tat er nicht, er hatte einfach seine Reithosen und Reitstiefel an und einen grauen Hut auf dem Kopfe. Er hielt eine Traurede, dann fragte er das Brautpaar, ob sie beide einander als Mann und Frau angehören wollten, und zuletzt legte er ihre Hände ineinander und segnete sie.

Der Brautzug ging nach Enochs Haus zurück. Vorher waren Braut und Bräutigam nur einfach nebeneinander hergegangen, ohne sich anzufassen, aber jetzt hatten sie sich den Arm gereicht, denn sie waren ja nun Mann und Frau. So zog der Zug ins Dorf hinein und wanderte zwischen den Häusern immer hin und her. Ein Freund des Bräutigams ging voran mit zierlichen Schritten und blies auf einer Mundharmonika. Den ganzen Nachmittag zogen sie so auf und ab, denn das ist so ihre Sitte, die Gäste aber saßen still dabie und sahen zu und ließen sich ihr Essen gut schmecken.

Das taten wir auch. In Enochs Hütte war ein kleines Tischchen für uns gedeckt. Wir bekamen Rindfleisch und süßes Brot und dazu eine Tasse Kaffee. Der französische Missionar erzählte den Leuten, wer wir wären und woher wir gekommen wären, und sie

staunten, als sie von unserer weiten Reise hörten. Wir aber freuten uns, daß wir im fernen Afrika eine Hochzeit mit schwarzen Christen feiern konnten, bei der Jesus gewiß gerade so zugegen war wie einst in Kana.

Draußen im Dorf zog immer noch der Brautzug auf und ab beim Klang der Mundharmonika. Wir aber stiegen auf unsere Pferde und ritten heim mit Segenswünschen im Herzen für das junge Ehepaar, den Samuel und seine Luisa.

Das erste Erntefest in Urambo (Deutsch-Ost-Afrika).

An einem Sonntag im Juli v. J. feierte man auf unserer Station Urambo mitten in Deutsch-Ostafrika zum ersten Mal ein Erntefest. So manche heidnische Festlichkeiten müssen die Eingeborenen, wenn sie Christen geworden sind, aufgeben. Da muß man ihnen dafür christliche Feste zu feiern geben. Nun ist es eine alte Sitte bei diesen Heiden, daß sie nichts von ihren Feldfrüchten genießen, ehe sie nicht etwas davon ihren Geistern geopfert haben. Da war es ihnen denn ein leicht verständlicher Gedanke, daß man auch dem Christengott etwas von den Erntegaben opfern müsse. Und so kamen sie und brachten Mais, Kürbis, Annanas und andere Früchte und stellten sie in Körbchen vor den Predigttisch hin, und als Bruder Seibt nachher all die Lebensmittel verkaufte, da löste er daraus etwa 6 Mk. Das war eine schöne Gabe dieser jungen Christen für die Mission.

Zwei Waisenkinder in Himalaya.

Fürbittende und gebende Freunde möchte Schw. E. Hettasch in der Heimat gewinnen für die beiden Waisen, die sie und ihr Mann zur Pflege in ihr Haus aufgenommen haben, darum erzählt sie uns folgendes: „Zwei Ladakher Kinder haben wir als Waisen hier in Kyelang aufgenommen, da ihre Eltern beide starben. Von diesen möchte ich euch etwas erzählen, vielleicht, daß eins oder das andere unter euch Interesse für sie bekommt und bereit wäre, seine Sparpfennige ihnen zuzuwenden.

In Ladakh wie auch hier, waren im Jahre 1907 die Lebensmittel sehr teuer. Deshalb verließ diese Familie ihre Heimat und hoffte hier Arbeit und Brot zu finden. Als sie ankamen, wurde grade unser neues Missionshaus gebaut. Da gab es Arbeit genug. Vater, Mutter und Ische Palsom, das älteste der Kinder, trugen denn auch fleißig mit Steine herzu. Außer Ische Palsom gehörten noch zwei Mädchen und ein Knabe in die Familie. Als das Haus fertig war, baten sie alle, den Winter über hier bleiben zu dürfen. Es war uns aber unmöglich, sie hier zu behalten, denn nirgends bekam man Getreide zu kaufen; wir hätten nicht gewußt, wie wir sie ernähren sollten. Wir rieten ihnen darum, den Winter über im benachbarten Kulu zu arbeiten und im Frühjahr hierher zurückzukehren. Ische Palsom ließen die Eltern in einer unserer Christenfamilien als Kindermädchen zurück. Wir gewannen dieses Kind bald sehr lieb. Immer fröhlich, sah man sie mit einem nicht ganz leichten Kind auf dem Rücken herumlaufen. Als die ersten Leute im Frühjahr von Kulu über den Paß kamen, erzählten sie, die kleinste Schwester von Ische Palsom sei gestorben. Ganz untröstlich war da die Kleine über diese Trauerbotschaft. Ach, sie sollte bald noch schwereres Leid erfahren.

Nach einiger Zeit kamen abermals Leute von Kulu, die brachten ihren kleinen Bruder mit und sagten, der Vater sei gestorben — die Mutter würde wohl auch nicht mehr lange leben! Der arme Junge war den ganzen Weg gelaufen und hatte ganz böse Füße, war auch rührend abgemagert. Wir brachten ihn gleich zu seiner Schwester. Dort fühlte er sich sehr glücklich. Nun war nur noch die Mutter und eine Schwester übrig. Sofort schickten wir einen Mann nach Kulu, der sie hierher holen sollte. Er fand dort, daß die Mutter schon gestorben war und das Kind an der Ruhr schwer krank darniederlag. Ein Bauer in Kulu hatte sich ihrer erbarmt und sie in sein Haus genommen. Todkrank kam die Schwester doch noch hierher. Wir taten für sie, was wir konnten, aber schon nach wenigen Tagen starb auch sie!

So sind denn nur die zwei Kinder noch übrig!



Erntefest-Gaben in der Kirche zu Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Der Knabe Ische Tsering ist leider stumm und macht daher einen blöden Eindruck, aber gerade darum mußten wir uns seiner annehmen, er wäre sonst nur herumgestoßen und von seinen Landsleuten verlacht worden. Im Winter soll Ische Palsom fleißig Schule haben, wir hoffen, daß sie einmal eine treue Jüngerin Jesu wird.

Ihr lieben Kinder, ich darf euch gewiß bitten, in eurem Gebet dieser beiden Kinder zu gedenken, ja unserer ganzen Arbeit hier in den Bergen nicht zu vergessen. Der Herr hört ja so gern auf die Bitten der Kleinen. Mit herzlichem Gruß bin ich eure E. Hettasch."

Abschied von Missionskindern in Suriname.

Es ist im April 1907. Wir stehen im Geist an dem breiten Surinamestrom, der im Norden Süd-Amerikas ins Meer mündet. An seinem Ausfluß liegt die Hauptstadt der gleichnamigen holländischen Kolonie Suriname, Paramaribo. Dort liegt ein stattlicher Ozeandampfer am Landungsplatz, und auf das Schiff zu bewegt sich eine ganze Schar von Missionaren mit ihren Frauen und Kindern. Sengend scheint die tropische Mittagssonne auf den Sand hernieder; das macht den Schmerz noch empfindlicher, den Schmerz, der auf den Gemütern der Missionare lastet. Ach, hier gilt es einen Abschied von Missionseltern und Missionskindern. Soeben hatte sich der große, etwa 40 Missionsfamilien umfassende Kreis von Missionsgeschwistern, die in der Stadt tätig sind, im Speisesaal versammelt und den nach Europa Reisenden den letzten Scheidegruß geboten. Ihre Wünsche hatten sie zusammengefaßt im Gesang der in der Brüdergemeine in solchen Stunden oft angewandten Strophe:

Der Herr gesegne und behüt
Euch als die lieben Seinen!
Der Herr laß euch voll Gnad und Güt
Sein freundlich Antlitz scheinen!
Der Herr, euer Trost und Licht,
Erheb sein Angesicht
Auf euch mit Frieden aus der Höh,
Und schenk euch seine liebe Näh!

Ja wirklich, durch dies Gebet war das Herz ein wenig erhoben, ein wenig frei gemacht vom bittersten Schmerz, denn man hatte die Scheidenden, vor allem die Kinder in die Hände dessen befohlen, der nicht schläft noch schlummert, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn; der darum auch dieses Fahrzeug sicher zu leiten imstande war. Nun aber ist der letzte Augenblick gekommen; man besteigt das Schiff, die Geschw. Schmiedecke nehmen das Kind Leni Hellström aus der Hand ihrer Eltern in Empfang. Noch einmal ein Händedruck und der Blick nach oben, dann der Abschiedskuß, und die Eltern müssen sich losreißen von ihrem Liebling. Sie eilen vom Schiff hinab an den Strand. Jetzt stehen sie am Lande und grüßen noch einmal hinüber, bis sich das Schiff in Bewegung setzt. Lang, lang können sie das Bild des Kindes nicht vergessen, wie es an der Brüstung des Schiffes stand und in leidenschaftlichem Schmerz hinüberrief: „Mama! komm und hole mich doch!" Und noch oft in den folgenden Tagen und Wochen ist ihr Gebet:

„Engel, führt am Rosenbande
Diesen Kiel zum fernen Strande,
Schützet ihn vor Sturm und Riff!
Winde, weht mit weichem Flügel,
Wellenhügel,
Traget sanft dies heilge Schiff!"

Sorge um die Kinder auf der Mission.

In folgendem hören wir von einem Erlebnis, das uns zeigt, wie unsere Missionare in allen Lebenslagen nur auf den Herrn angewiesen sind, zumal, wenn es die Sorge um ihre Kinder gilt. Die kleine Trudel der Geschw. Ribbach in Kalatse in Klein-Tibet war gegen Ende des Jahres 1907 schwer krank. In dem benachbarten, zwei Tagereisen entfernten Leh wohnte bis kurz zuvor unser Missionsarzt Dr. Shawe; er war aber im Sommer vorher gestorben. Der Vater des Kindes wandte sich daher an eine Ärztin der engl. kirchl. Mission in Srinagar. Er fragte sie in einem Schreiben vom 2. Dezember um Rat. Sie war den Geschw. Ribbach bekannt, denn sie hatte ein Jahr zuvor, als der kleine Werner Ribbach krank lag, gute Dienste geleistet. Was geschah nun? Der Brief gelangte ganz richtig an seine Adresse; die Antwort aber irrte umher, daß sie erst am 21. Dezember in Vater Ribbachs Hände kam. Und was enthielt der Brief? Er brachte die Nachricht, daß die Ärztin eine Medizin, die sie für notwendig hielt, die aber in Srinagar nicht zu erlangen war, in der Stadt Lahore, in der Ebene Indiens, bestellt habe; sobald sie eingetroffen sein würde, wolle sie diese dem Kinde schicken. Ja, die Medizin ist endlich gekommen, aber wann? Am 21. Februar! Am 12. Januar aber war die kleine Trudel bereits heimgerufen worden!

Rätsel.

1	2
3	4

1 2 ein Baum
3 4 zerbrochene Schüsseln
1 4 Nachkommen, die den Besitz übernehmen
3 1 Leute, die Unlust bereiten
2 4 Wachstum und Gedeihen
2 1 Wo nichts ist.

Quittungen.

Mk. 11.— von den Kindern der Elementar- und Kleinkinderschule in Neuwied am Rhein und Mk. 2.— von zwei Lesern des „Aus Nord und Süd" durch Frau Wilhelmine verw. Wetzig in Tanndorf (Mulde), für unser Heidenmissionswerk mit herzl. Dank erhalten **Expedition der Missions-Verwaltung.**

Mk. 1.25 Liebesgabe von Frau Cyron Pleß durch Frl. E. Druchster und vier Pfund Stanniol von Irmgard Beck, Herrnhut herzl. dankend erhalten **Miss.-Buchhandlung Th. Raillard.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1909. 10. Jahrgang.

Ernste Gefahren von wilden Tieren.

Brief von Br. Seibt in Urambo, Deutsch-Ostafrika, vom 2. Januar 1909.

Liebe Kinder! In den Spalten dieses Blattes habt ihr oft schon von gefahrvollen Begegnungen mit Schlangen und anderen wilden Tieren gelesen. Das wird euch sehr interessiert haben. Hoffentlich seid ihr aber auch dadurch angeregt worden, für die Missionare zu beten, daß Gott sie beschützen möge. Ich habe neulich innerhalb einer Woche zwei Mal die Bewahrung vonseiten meines Heilandes erfahren dürfen und möchte euch das erzählen.

1. Die Spuckschlange.

Unser Hof ist rings von Gebäuden eingeschlossen. In einem der Räume, der zeitweilig als Geräteschuppen dient, habe ich einige Enten untergebracht. Auch einige Hennen mit Küchlein sind darin. Eines Morgens, es war noch ganz finster, wache ich auf und höre eine Henne lärmen. Ich denke mir aber nichts weiter dabei, sondern lege mich auf die andere Seite und schlafe weiter. Nicht lange nachher, — es fing nun an, hell zu werden —, wache ich wieder auf und höre, wie die Jungen, die wir zur Erziehung bei uns haben, im Flüsterton sehr eifrig mit einander sprechen, höre auch, wie sie mit Stöcken werfen. Oder schossen sie Pfeile? Ich weiß es nicht. Aber es ist mir klar, es muß etwas los sein. Vielleicht jagen sie eine Ratte, so denke ich bei mir, lasse sie also ruhig machen und schlafe noch ein Weilchen weiter. Kaum aber bin ich aufgestanden, da wird mir berichtet, was sich zugetragen hat. Eine Spuckschlange hatte sich in das Entenhaus geschlichen und dort arg gehaust. Ein paar Jungen hatten sie herauskommen sehen und versucht, sie zu töten. Sie war ihnen aber entkommen und hatte sich unter eine kleine Brücke geflüchtet. Was ich nun zu sehen bekomme, ist nicht gerade dazu angetan, Freude zu erwecken: ein Entlein tot, ein anderes dem Tode nahe, eine Henne blutend und von ihren sieben Küchlein zwei tot, die andern verspeist. Ich gucke unter die Brücke, kann aber von der Schlange nichts entdecken. „Die hat sich in ein Rattenloch versteckt," so erklären mir unsere Leute, und das leuchtet mir auch ein. Nach dem Frühstück sehe ich noch einmal nach und begebe mich ganz nahe an die Brücke. Richtig, da liegt sie ganz vor mir und etwa einen Meter von mir entfernt. Schnell springe ich auf und hole das Gewehr, um sie zu töten. Ich kann aber nicht ordentlich dazu und lasse darum einen von unseren Leuten schießen. Natürlich ist sie tot, so denken wir, und wir versuchen, sie mit Stöcken hervorzuzerren. Da mit einem Male zeigt sich auf der andern Seite der Kopf und blitzschnell kommt das Tier hervor. Wäre das geschehen, als ich die Schlange suchte, so hätte ich arg gebissen werden können. Aber Gott hatte seine schützende Hand über mir gehalten. — Was nun machen? Die Sache ist

gefährlich. Schießen kann ich nicht mehr, denn eine Patrone habe ich nicht so schnell zur Hand. Doch die Leute wissen Rat. Schnell ergreifen sie eine Stange, ein wohlgezielter Schlag, und das wütende Ungetüm ist kampfunfähig. Ein wahres Freudengeheul begleitet den Schlag. Doch niemand ist froher als ich. Was für Schaden hätte sie noch anrichten können! Der Herr hat die Gefahr abgewandt. Bei näherer Besichtigung stellt sich heraus, daß der Schuß nur den Schwanz getroffen hat.

So eine Spuckschlange ist sehr gefährlich, da sie sehr giftig ist. Ihren Namen Spuckschlange hat sie von ihrer eigentümlichen Gewohnheit, giftigen Speichel zu spucken und zwar nach den Augen. Unter Umständen kann dies Erblindung nach sich ziehen. Darum fürchten die Leute diese Schlange sehr. Sie sagen, wenn sie ausgewachsen ist, führt ihr Biß augenblicklich den Tod herbei. Die wir getötet haben, mochte 1,50 m bis 1,70 m lang sein. Die Leute meinten aber, daß sie noch jung sei. Oben ist sie ziemlich schwarz, unten dagegen heller. Im Aberglauben der Leute spielt sie insofern eine Rolle, als sie glauben, daß die Geister der Verstorbenen in die Spuckschlange gehen und die Lebenden auf diese Weise besuchen.



Geschwister Seibts Wohnung in Urambo.

2. Der Leopard vor Br. Seibt.

Ganz kurze Zeit später war ich in noch größerer Gefahr. Am Vormittag ging ich in den Gemüsegarten und zur Ananaspflanzung. Auf dem Rückwege schlenderte ich durch niedriges Gebüsch, da dringt plötzlich ein Geräusch an mein Ohr. Es klingt so, als ob eine Herde Ziegen Reißaus nähme. Gleichzeitig höre ich die Stimme eines Jungen. Wäre mein Ohr für die mancherlei Rufe geschärft gewesen, so hätte ich wissen können, daß ein Raubtier in die Herde eingebrochen sei. Den Hilferuf verstand ich aber nicht. Ich blieb stehen und lauschte, konnte aber nichts entdecken. Da biegts durch die Büsche und bleibt stehen. Und wie ich näher hinsehe, erblicke ich einen Leoparden vor mir in einer Entfernung von nur 20—30 m. Da bin ich nicht schlecht erschrocken, denn ich war ganz allein und nur mit

einem Stock bewaffnet. Es war ein Staatstier, groß und wunderschön gefleckt; es hätte ein prächtiges Fell geliefert! Gott wandte die Gefahr in Gnaden ab. Denn plötzlich wendet der Leopard um und verschwindet im Gebüsch. Die Gefahr war groß; denn der Leopard fällt auch Menschen an. Kurz, ehe sich dies ereignete, wurde ein großes Mädchen gebracht, das durch einen Leoparden ganz schauerlich zugerichtet war. Also der Leopard lief davon, und ich ging zurück und rief Hilfe herbei. Da kamen schon von allen Seiten Leute mit Äxten, Speeren und Hacken bewaffnet. Wir alle zusammen gingen nun den Unhold suchen, fanden ihn aber nicht. Es gab zu viel Gebüsch und damit gute Verstecke für das Tier. Dagegen fanden wir eine Ziege, die es getötet hatte.

So ist man hier eigentlich immer von Gefahren umgeben, oft ohne daß man es weiß. Und diese Gefahren werden nicht kleiner, sondern größer. Denn es ist jetzt Regenzeit. Da gibt es viel und hohes Gras, in dem sich diese Raubtiere gut verstecken können, und das können die Tiere auch in der Trockenheit, nämlich in den Feldern. Darum betet für uns!

3. Zwei Leoparden im Hof.

Nachschrift vom 9. Januar 1909.

Soeben, abends 1/2 8 Uhr .... Kaum angefangen, auch schon wieder unterbrochen! Nein, so was! Schon wieder ein Schreck! In der kurzen Zeit einer Viertelstunde zwei Leoparden! Wir kommen ja heute abend aus dem Schrecken gar nicht heraus. Hoffentlich ists nun genug! — Also abends 1/2 8 Uhr war's. Ich liege auf dem Ruhebett, da ich mich vom Fieber her noch ziemlich elend fühle. Eben will ich mich in eine Zeitung vertiefen. Die Jungen sitzen gemütlich schwatzend auf der Veranda vor unserer Tür, bei ihnen unser Hund. Alles ist friedlich still. Da! Was ist das? Urplötzlich ein mörderisches Geschrei, und sogleich stürmen die Jungen zu uns in die Stube, Schutz suchend. Sie rennen die Tür fast ein. „Ein Leopard“, so höre ich aus dem Getümmel heraus. Ich Hals über Kopf zum Gewehr und hinaus! Aber da ists finster. Schnell ist eine Laterne zur Hand. Nun frage ich, was los ist. Ich denke nicht anders, als daß ein Junge gepackt wurde. Doch nein. Gott sei Lob und Dank! Aber unser Hundel, ein niedlicher Terrier, ist der Bestie zum Opfer gefallen. Ein Junge, Kaswika, hatte auf einem Schemel gesessen und neben ihm hatte der Hund gelegen. Er bellte plötzlich auf, weil er wohl den Leoparden spürte, da war's auch schon um ihn geschehen. Wie leicht hätte der Kaswika das Opfer sein können! Wo er hergekommen, der usuvi (der Leopard)? Er kann nur vom Hof gekommen sein, und da hinein ist er durch einen Sprung über einen niedrigen Staketenzaun gelangt. Gott, wie gnädig bist du! Du hast deine Hand über uns Menschen allen gehalten!

Meine Frau bat mich, ich möchte das Schlafstubenfenster schließen. (In unserm Haus haben wir Gazefenster. Und da haben wir die Gewohnheit, die Holzflügel zu schließen, wenn wir schlafen gehen.) Ich tats. Da höre ich ganz in der Nähe ein Knurren. Das kam wieder vom usuvi. Ich konnte zwar gar nichts sehen, feuerte aber trotzdessen in der bewußten Richtung einen Schuß ab. Da rannte etwas fort. Nun gingen wir wieder hinein. Unser Christ David kam, um sich zu erkundigen, warum ich geschossen. Mit ihm gingen wir dann die Fährte suchen, konnten aber nichts Klares erkennen.

Dann setzte ich mich hin, um dies Erlebnis zu erzählen. Ich hatte kaum angefangen, als die Jungen aufs Neue aufschrieen und in die Stube stürmten. Da war der Unhold wieder dagewesen, bezw. vorbeigerannt, an zwei Jungen, die zu ihrem Schlafraume wollten, direkt vorbei. Schrecklich! Nun stellten wir die Raubtierfalle in der Nähe meines



Ein Leopard.

Hühnerstalles auf und banden ein lebendiges Huhn darauf. Aber gefangen haben wir nichts. Offenbar war es derselbe Leopard, der gestern vormittag in unmittelbarer Nähe der Station auf der Weide einen Hammel tötete. Vielleicht machen wir am Montag eine kleine Treibjagd.

Herzlichen Gruß! Br. A. Seibt.

Vom ersten Erntefest in Urambo.

Bruder A. Seibt schildert das Erntefest, von dem wir in der vorigen Nummer kurz erzählten, im folgenden ausführlich. Leider traf sein Brief nach Schluß der März-Nummer ein. Man sehe sich das dort aufgenommene Bild noch einmal an.

Im vergangenen Jahre 1908 haben wir hier den ersten Versuch gemacht, ein Erntedankfest zu feiern. Die Heiden haben ja eine ähnliche Sitte, aber sie ist eben heidnisch. Die Heiden fürchten und verehren die Geister der Verstorbenen. Wenn sie nun anfangen, ihre Felder zu bestellen, bringen sie den Geistern Opfer und bitten sie, ihnen recht viel Essen zu schenken. Bekommen sie, was sie gebeten haben, dann danken sie dafür, indem sie den Geistern wieder eine Art Opfer bringen. Diese heidnische Sitte dürfen natürlich die Christen, und die, die es werden wollen, nicht mitmachen. Sie lernen ja, daß sie alles, was sie brauchen, von Gott bekommen und darum ihm danken sollen. So wollten wir ihnen zeigen, wie sie das machen sollen. Das Erntedankfest wurde auf den 19. Juli festgesetzt; denn um diese Zeit waren die meisten mit dem Einernten fertig. Vorher legten wir aber den Christen und den im Unterricht Stehenden diesen Gedanken vor, und sie haben ihm zugestimmt. Wir sagten ihnen nämlich, daß wir in der Kirche dem lieben Gott danken wollten und daß sie ihm von ihrem Erntesegen einen Teil als Geschenk bringen sollten, soviel, wie sie eben wollten. Dies Geschenk gehöre dann dem lieben Gott, sie würdens also nichts wieder bekommen. Wir, ihre Lehrer, würden die Sachen kaufen, und das Geld gehöre dann dem lieben Gott. Dieser Gedanke fand Zustimmung. Weiter hatten wir vereinbart, daß die Leute die Sachen am Sonnabend bringen sollten. So geschah es auch. Es war eine Freude zu sehen, wie die Geschenke sich häuften. Meist wurden sie in aus Rinde bereiteten Gefäßen, Schello genannt, gebracht, aber auch in Schüsseln und Blechgefäßen. Kein einziger schloß sich aus. Einige brachten viel, andere weniger, je nachdem sie wollten. Die Christen gingen mit gutem Beispiel voran, und wir Missions-Geschwister standen auch nicht zurück; denn auch wir hatten geerntet. Der Eifer war herrlich.

Was brachten denn die Leute? Vielerlei. Da gabs Mais, Vusiga oder Kaffernkorn, auch Hirse genannt, es sieht aber aus wie Graupen, Reis, Erdnüsse, Bohnen, Muhogo oder Maniok, deren lange Knollen frisch oder auch getrocknet und zu Mehl verarbeitet als Brei gegessen werden, und Bataten, unsere süße Kartoffel. Wir Missionare hatten auch Mais und Vusiga, ferner einen Kürbis, eine Ananas und eine Schüssel getrockneter Guyaven gestiftet. Wenn 40 bis 50 Personen so ihre Geschenke bringen, so könnt ihr euch wohl denken, daß eine Menge zusammenkommt. Alle diese Sachen wurden in die Kirche getragen und vor dem Predigttische aufgebaut. Gern hätten wir die Kirche noch mit Grün schön geschmückt, das ging aber nicht mehr. Denn wir, Geschwister Seibt, waren in jenen Tagen gerade allein auf der Station, und zudem bekam ich gerade an dem Nachmittage Fieber, sodaß meine Frau mich pflegen mußte. Und das Schmücken den Eingeborenen zu überlassen, empfiehlt sich nicht, denn die haben noch nicht viel Sinn dafür. Da wär es doch nicht schön geworden. Nur ein ganz klein wenig schmückte meine Frau noch am Sonntag morgen.

(Schluß folgt.)

Aufruf (Eingesandt).

Liebe Kinder! Ihr habt wohl schon von der großen Missionsschuld gehört. Wie schön wäre es, wenn ihr alle zu ihrer Deckung ein wenig mit beitragen wolltet! Ihr könnt es auf eine sehr einfache Weise tun, wenn ihr nämlich von nun an die ganz gewöhnlichen 3, 5 und 10 Pfennigmarken sorgfältig sammelt. Andere Marken werden jederzeit dankbar angenommen, doch kommt es uns heut auf die genannten an. Sammelt recht fleißig und sendet die Marken sorgsam abgelöst bis zum 31. Juli an W. Croeger, Kl.-Welka b. Bautzen, Witwenhaus. Sie werden dann an Händler verkauft. Wenn viele Marken zusammenkommen, so gibt das doch etwas Geld. Nur schicke nicht jeder einzeln das, was er sammelte, sondern schickt mehrere zusammen, damit nicht unnötig viel Porto ausgegeben wird. Bittet auch Eltern, Verwandte und Bekannte, daß sie für und mit euch sammeln. So könnt ihr alle etwas für unsere liebe Mission tun.

Rätsel.

In welcher in der Bibel erwähnten Stadt gab es mehr als 120 000 Kinder?

Quittungen.

Mk. 5.— und ein Kästchen Stanniol und Briefmarken von Pfarrer Kohlers Schulkindern in Friesenhausen für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1909. 10. Jahrgang.

Bilder aus der Schule in Rungwe (D.-Ostafrika).

Von Br. O. Gemuseus.

1. Ein Besuch bei den A-B-C-Schützen.

a) Schulbesuch und Schulhaus.

Die Stationsglocke in Rungwe hat soeben zwei Uhr geläutet. Vom Dorfe her hört man die Stimmen der Kinder, die zur Schule kommen. 5 bis 10 Minuten lassen wir noch vergehen, dann wollen wir uns aufmachen und sehen, ob viele Kinder zur Schule gekommen sind. Der Schulbesuch ist nämlich nicht immer gleich, und es geht mir oft so wie jenem bekannten Professor, der sagen mußte: „Ich sehe viele, die nicht da sind!" Darüber dürfen wir uns nicht wundern; denn wenn bei uns zu Hause nicht die Eltern und schließlich gar die Polizei dafür sorgte, daß die Kinder in die Schule gehen, — ei, wie würden da die Schulstuben leerstehen!

Heute sind aber eine ganze Menge gekommen. Schon bei den Anfängern, den A-B-C-Schützen, sitzen 40—50. Wir treten in das schöne Schulhaus, das erst im Jahre 1908 gebaut worden ist. Es ist zwar kein Ziegelhaus, sondern ein Bau aus rohen Baumstämmen und Rohr, mit Erde und Kuhmist verschmiert und mit Gras gedeckt. Doch dürft ihr nicht denken, daß es unappetitlich wäre! Nein, es ist außen ganz hübsch rötlich getüncht und innen geweißt. Also, bitte, hineinspaziert! Schöne, große Fenster gewähren dem Licht und der Luft reichlich Eintritt, so daß sich's ganz gut darin aushalten läßt. Nur eins ist noch recht mangelhaft: es fehlt an genügenden Sitzgelegenheiten. Nur eine Klasse hat zwei Tische und hohe Bänke. Die andern Klassen müssen auf jämmerlichen Schemeln oder Bänkchen hocken, weil in der Tischlerei noch immer keine Zeit war, ordentliche Bänke zu machen.

b) Unvorhergesehene Ereignisse.

Wir begrüßen die Schüler mit dem Nachmittagsgruß: muwombile! Das übersetzt man wohl am besten mit: Ihr seid bei der Arbeit! Sie stehen alle auf und begrüßen uns ebenso. Dabei ist freilich noch ein kleines Unglück geschehen. Beim Aufstehen ist einer der wackligen Schemel umgestürzt und der kleinen Nitike gerade auf die Füße gefallen, was sie natürlich durch großes Geschrei der allgemeinen Teilnahme kundgibt. Ehe man sich aber von dem ersten Schrecken erholt hat, ist schon der zweite gefolgt. Die guten Leutchen, die auf den umgefallenen Schemeln gesessen hatten, haben die Sachlage nicht so schnell begriffen, und wollen sich schnell wieder setzen, was denn zur Folge hat, daß sie plötzlich alle unsanft auf dem lieben Erdboden sitzen, zur größten Freude der übrigen. Schließlich lachen sie auch mit den andern und sammeln sich wieder, dicht zusammengedrängt, auf den Bänkchen. Nur die kleine Nitike lacht nicht, denn ihr



Schulbild in Rungwe (Deutsch-Ostafrika).

tut der Fuß weh. Sie heult jämmerlich, bis endlich eine Freundin sie auf den Rücken hebt und hinausträgt. Bei allem Elend muß man über das Bild lachen: die Kleine, fast so breit wie hoch, wankt auf dem Rücken der nicht viel größeren Gefährtin zum Haus hinaus. Sie werden heute nicht wieder erscheinen, sondern unter dem Schatten der Bananen im Dorf den gequetschten Fuß und das verwundete Gemüt ausheilen. Vielleicht finden sie eine abgefallene Bananenblüte, die aussieht wie ein mächtig dicker, roter Tannzapfen. Die werden sie an einen Bastfaden binden, dann ist's ihre Kuh, die sie mit großem Eifer durch das Dorf ziehen.

c) Wer sind die A-B-C-Schützen?

Wir aber wollen uns nun unter den andern A-B-C-Schützen umsehen. Nach den stürmischen Ereignissen bei unserm Eintritt ist wieder Ruhe eingetreten. Freilich kommen noch immer verspätete Schüler nach, denn einige wohnen so weit von der Schule entfernt, daß sie die Glocke nicht hören können, und Uhren gibt es ja nicht. Da muß man schon mehr Nachsicht haben, als in Europa. — Der Lehrer, der schon vor uns da war, hat unterdessen den Unterricht wieder aufgenommen, und wir betrachten uns erst einmal die Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hat. Ihr müßt nun nicht denken, daß nur lauter Kinder gekommen wären. Nein, wir sehen auch ganz große Jungen und Mädchen, ja sogar erwachsene Männer unter der Schar. Bei denen ist jetzt noch einmal der Schuleifer erwacht, und sie möchten auch noch lesen lernen. Ja, wenn ihr einmal früh um 7 Uhr mit mir in die Schule kommen wolltet, da könntet ihr eine ganze Klasse voll erwachsener Männer lesen lernen sehen. Manchmal sind gegen 30 da. Auch eine Klasse voll Frauen sitzt dann über dem A-B-C; darunter sind sogar einige Großmütter! Die meisten von ihnen haben noch ein Kind auf dem Schoß oder auf dem Rücken; und da könnt ihr Euch schon denken, daß manchmal ein Heidenlärm in der Klasse der A-B-C-Mütter herrscht. — Heute nachmittag sind aber hauptsächlich Kinder zur Schule gekommen. Einige ältere Schwestern haben zwar auch ihre kleinen Geschwister auf dem Rücken mitgebracht; aber das stört die Andacht weiter nicht.

d) Was wird gelernt?

Was lernen nun die Schüler in jener Klasse? Vor ihnen an der Wand ist eine Wandtafel befestigt und ihr zur Seite ein großes Brett mit einem Blatt Papier, auf dem allerhand Wörter und Silben stehen. Diese lesen die Schüler, groß und klein, und dann gehen sie auf die andere Seite hinüber. Dort hängt eine Lesemaschine mit vielen Buchstaben. An der suchen sie das Wort, das sie soeben gelesen haben, auf und zeigen es dem Lehrer. Da herrscht meist viel Leben in der Klasse; aber alle sind ganz eifrig bei der Sache, und über Unsinn-Machen braucht man nicht viel zu klagen. Sehr viel Abwechselung gibt's dabei nicht, aber die brauchen sie auch nicht. Ein Neger kann stundenlang dasselbe tun, ohne daß es ihm langweilig wird. Und das ist gut. Denn wir haben noch nicht so viel schöne Bilder, Karten, ausgestopfte Tiere und andere Lehrmittel, wie sie zu einer europäischen Schule gehören. Auch Bücher für diejenigen, die lesen können, gibt's noch sehr wenige. So ist noch viel, viel zu tun, bis unsere Schule nur einigermaßen so sein wird, wie eine deutsche Schule.

Wenn die A-B-C-Schützen eine Stunde lang sich mit Lesen gemüht haben, geht's hinaus auf den Schulhof. Dort vergnügen sie sich ein Weilchen, wobei es aber meist recht still zugeht. Die Mädchen hocken auf der Erde oder stehen in dichter Reihe an der Wand, die Hände um die Hälse der Nachbarinnen geschlungen. Die Jungen schwätzen, einige lesen ganz eifrig weiter, wie in der Schule, zwei ringen miteinander, andere üben sich im Rechts- und Linksum. Dann tönt die Pfeife zur zweiten Stunde. Um 4 Uhr turnen wir noch etwas mit den Knaben, — dann geht's jubelnd nach Hause. Denn darin sind sich alle Kinder, ob schwarz, ob weiß, gleich: Das Schönste an der Schule ist doch — der Schulschluß.

Das erste Erntefest in Urambo.

Von Br. A. Seibt.

Schluß.

Ja nun war alles soweit vorbereitet. „Aber wird das Fest gefeiert werden können?“ so fragte ich mich in meinem Fieber; denn an mir war's, die Festpredigt zu halten. Doch ich überließ die Sache dem lieben Gott. Wenn irgend möglich, sollte das Fest stattfinden. Der Sonntag kam und — Gott sei Dank! — das Fieber war so gut wie weg. Niemand freute sich mehr als ich. So konnte denn die Glocke der Umgegend verkündigen, daß heute Erntedankfest gefeiert wurde. Dreimal rief sie mit ihrem ehernen Munde diese Botschaft hinaus und nicht vergebens. Es kamen viele Leute, und sie hörten sehr aufmerksam zu. Als Text hatte ich einige Verse aus dem 103. Psalm genommen. Ich sagte den Leuten: Heute ist Erntefest. Es ist das erste hier. An dem Tage wollen wir dem Herrn danken, daß er uns wieder Essen gegeben hat. Die Heiden denken, die Geister der Verstorbenen geben ihnen alles. Das ist aber nicht wahr, das tut allein der liebe Gott. Darum soll auch der liebe Gott allein Dank bekommen. Dem lieben Gott für die Ernte zu danken, ist schon eine alte Sitte, das haben schon Kain und Abel getan und später hat der liebe Gott es den Israeliten geboten, es zu tun, und die Christen tun es auch. So wollen auch wir es machen und zwar alle Jahre. Das ist eine schöne Sitte. Wir haben Euch gesagt, daß Ihr dem lieben Gott zum Dank Geschenke bringen möchtet. Ihr habt es getan und das ist schön, und diese Sachen nun bezw. der Erlös dafür gehört jetzt dem lieben Gott. Laßt uns dem Herrn aber danken für alles Gute! Er hat uns viel Gutes getan, das sollen wir nicht vergessen. Es ist alles Gnade; denn kein Mensch kann etwas wachsen lassen. Und Gnade ist's auch, weil wir's nicht verdient haben; denn wir sind Sünder. Seh't, Gott hat uns nicht nach Verdienst gegeben, denn da müßten wir Strafe bekommen. Er hat seine Gnade groß werden lassen über uns. Darum laßt uns ihm von Herzen danken und ihm folgen und gehorsam sein!

Und ich dankte dem Herrn noch besonders dafür, daß er mich die Predigt zu Ende bringen ließ. Denn kaum hatte ich angefangen, da fing ich wieder an zu frieren, so sehr, daß ich kaum noch reden konnte. Aber der liebe Heiland half mir durch. Nach der Predigt machte ich noch schnell eine photographische Aufnahme. Nachher mußte ich mich wieder zu Bett begeben und lag im Fieber bis Montag abend.

So verlief das erste Erntedankfest in Urambo. Zwar war es von Hindernissen begleitet, aber doch gesegnet. Der Ertrag betrug 6 Mark. Lacht nicht darüber, daß es bloß 6 Mark waren. Für hiesige Verhältnisse ist das ganz schön viel, denn die Früchte sind hier viel billiger als in Europa.

Erlegung des Leoparden,

der die Station Urambo belästigt hatte (s. April-Nummer).

Br. A. Seibt meldet unter dem 24. Januar folgendes: „Den Bösewicht, von dem ich Euch das letzte Mal erzählte, der uns so in Schrecken versetzt hatte, den haben wir! Hört, wie das kam! Wir riefen einige Leute und sagten ihnen, wir wollten jetzt den Leoparden suchen. Wir waren vielleicht 10 Mann mit Gewehren. Als die Schule aus war,



Fussballspiel bei Kyelang in Himalaya.

also gegen ½11 Uhr, zogen wir los. Wir gingen ein gutes Stück nach Westen, und von dort suchten wir in Schützenlinie, nach Osten zu, den Berg ab. Lautlos schlichen wir uns durch den Wald. Wir Europäer können das ja nicht so leise, wie die Eingebornen, da wir Stiefel anhaben, während jene barfuß gehen, aber wir Brüder taten doch unser Möglichstes, lautlos durch den Busch zu schleichen. Dabei hielten wir eifrig Ausschau.

Da plötzlich stockt der Vormarsch. Jemand hat ein großes Wildschwein mit vielen Jungen gesehen. Letztere nehmen Reißaus, aber eins wird doch verfolgt und auch gepackt. Wütend beißt es um sich und quiekt ganz fürchterlich. Schnell wird es aber mit einem Strick gefesselt und zur Station gebracht. Unser Zweck war jedoch nicht, Wildschweine zu schießen, sondern den Leoparden zu fangen. Darum ließen wir Wildschwein Wildschwein sein und begaben uns wieder auf die Suche.

Plötzlich macht einer ganz komische Gebärden und raunt mir zu, daß der Leopard da sei. Ich suche angestrengt mit den Augen. Richtig, dort unten, ganz in der Nähe der Station schleicht er dahin, uns nicht bemerkend. Wir waren oben. Ehe wir noch zum Schuß kamen, drehte er aber um und trabte davon. Doch da knallt es, aber nur ganz schwach, da das Gewehr zu schwach geladen war. Unser Christ Paulus hatte geschossen, doch nicht getroffen. Darum ging es weiter, da noch ein zweiter Leopard gesehen worden war. Da bricht etwas durch die Büsche, es soll ein kleiner Leopard gewesen sein. Gut, wir folgen und folgen, können aber nichts mehr davon entdecken und geben die Jagd als erfolglos verlaufen auf. „Morgen wieder!“ so lautet die Parole und damit trennen wir uns.

Am Dienstag, schon vor der festgesetzten Zeit, stellten sich eine Menge Leute ein. Etwa 15 Mann stark zogen wir los und fingen da an, von wo wir gestern schon ausgegangen waren. Erst ganz kurze Zeit hatten wir gepürscht, als geschossen wurde. Der Leopard war aufgescheucht worden, war aber diesmal noch heil davongekommen. „Nach welcher Richtung ist er gelaufen?“ so fragte man und erhielt zur Antwort: „Nach Süden.“ Vorsichtig, nach allen Seiten spähend, ging es vorwärts. Schon hatten wir den größten Teil des Berges abgesucht, als Noah, einer der Christen, berichtete: „Der Leopard läuft zurück.“ Schnell machte alles Kehrt. Da mit einem Male schoß es und noch einmal und noch einmal. Und dann erscholl Freudengeschrei, das sich von Mund zu Mund fortpflanzte. Der Räuber war zur Strecke gebracht! Als ich dazu kam, zuckte er noch mehrmals, dann war er tot. Ein kolossales Exemplar. Schnell wurde ein Baum gefällt, mehrere kleine mußten ihre Rinde zu Stricken liefern. Dann wurden die Beine des Tieres zusammengebunden, der Baum hindurchgesteckt, zwei Männer hoben die Last auf und unter Freudengeschrei und Gesang ging es zur Station. Die Freude war bei allen groß. Von den Hauptschützen erhielt jeder 1 Rp. = Mk. 1.33 als Geschenk, die andern einige Heller und eine tüchtige Prise Schnupftabak, dann zogen sie mit einem fröhlichen „Danke“ und „Lebe wohl“ ab. Zwei Mann mußten noch das Fell abziehen. Es ist ein Staatsfell und wunderschön gefleckt. Vom Munde bis zum Schwanzende mißt das Tier 2 Meter. Alle Leute staunen über das große Fell. Es war ein männliches Tier. Zwei Tage später suchten wir das Weibchen und die Jungen, suchten aber vergebens. Einige Tage war Ruhe. Aber jetzt macht schon wieder so eine Bestie die Gegend unsicher. Seid froh, daß es bei Euch keine solchen Raubtiere gibt. Gemütlich sind sie nicht. Mit herzlichem Gruß Euer Freund A. Seibt.

Fußballspiel in Himalaya.

Wer kennt nicht die Reize des Fußballspiels? Ein altes, in England allgemein geübtes Ballspiel, hat es sich nun schon seit Jahren auch in Deutschland eingebürgert und wird von Alt und Jung mit Begeisterung gespielt. Die Institute der Brüdergemeine, zumal die in Neuwied, Niesky und Königsfeld, mögen die ersten deutschen Anstalten gewesen sein, in denen dies prächtig gesunde englische Spiel Aufnahme fand. Wohl bereits vor 100 Jahren spielte man in ihnen Fußball.

Man spielt es aber auch in Himalaya. In der Nähe unserer Station Kyelang sehen wir auf dem Bilde Spieler an der Arbeit. Wie einmal das Fußballspiel eine ganz neue Missionstätigkeit in die Wege leitete, das erzählte ich Euch vor Jahren. Lest in der Julinummer des Jahrgangs 1900 nach! Auf der Station Sheh in Himalaya begann Br. Ribbach durch Fußballspiele sich Kinder für seine Schule zu sammeln, und daraus wurde eine hübsche Tätigkeit.

Rätsel.

Mit n nennt's eine alte Dame,
Mit s ist es des Seemanns Name.

Dankend erhalten.

Mk. 25.— von den Kindern der Mädchenschule der Brüdergemeine in Berlin für die Ladakher Waisenkinder in Kyelang (siehe „Nord und Süd“ März 1909).

Mk. 26.— für die Mission von Frl. K. Schaumburg-Melsungen, durch Br. Wiemer-Neudietendorf mit herzl. Dank empfangen, bescheinigt die **Expedition der Miss.-Verwaltung Herrnhut.**

Von Mathilde Schärf mit vielen Kameradinnen gesammelt einen großen Karton Stanniol und von den Kindern der Sonntagsschule in Niesky eine Schachtel Stanniol erhalten. Dank den fleißigen Sammlern. **Missionsbuchhandlung Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1909. 10. Jahrgang.

Bilder aus der Schule in Rungwe (D.-Ostafrika).

Von Br. O. Gemuseus.

2. Etwas von Schiefertafeln.

In einer Gegend des Kondelandes werden die Leute, die in die Schule gehen „Watafeli" genannt, das heißt: Die „Tafelmenschen" oder „Tafler". Daraus sieht man schon, was für eine große Rolle die Tafeln in der Schule spielen. Ja ich habe sogar gehört, die „Tafler" hätten sich eingebildet, sie brauchten, da sie in die Schule gingen, ihren Häuptlingen nicht mehr zu gehorchen. Auf der Tafel zu schreiben, ist eben eine Kunst, die hier zu Lande die Häuptlinge nicht verstehen. Und wer gar selbst eine Tafel besitzt, denkt, er sei sehr reich. Eine Schiefertafel ist aber hier auch drei- bis viermal so teuer wie in Deutschland. Eine einzige Tafel kostet fast eine Mark. Ja wenn die Mission noch ein klein wenig daran verdienen wollte, so müßten die Missionare sie noch teurer verkaufen. Woher kommt das? Das hat seinen Grund darin, daß die Tafeln, wie alles, was von Deutschland nach Inner Afrika eingeführt wird, einen so weiten Weg zurückzulegen hat; es muß ja über das große Wasser und muß dann zu Lande auf dem Kopfe der Neger viele Tagereisen weit getragen werden. Dadurch werden alle europäischen Sachen so furchtbar teuer, auch die Schiefertafeln. Neulich kam eine Kiste mit Tafeln an. Als ich sie öffnete, fand ich, daß die weißen Ameisen, die Termiten, ganz unverfroren von den hölzernen Rahmen gevespert hatten! Zum Glück schien ihnen das europäische Holz doch nicht so gut geschmeckt zu haben; denn die Rahmen waren noch nicht verdorben, nur angefressen. Wenn nun aber sehr viele Tafeln entzwei ankommen, dann muß man natürlich die andern um so teurer verkaufen, um sein Geld heraus zu bekommen.

Was muß nun ein Schulbub' machen, wenn er gern eine Tafel haben möchte? Ihr denkt, er geht zum Vater und sagt: „Bitte, gib mir Geld, ich will mir eine Tafel kaufen!" Na, da würde er schön ankommen! Nein, auf einen solchen Gedanken käme ein hiesiger Junge sicherlich nicht, dazu ist er schon viel zu selbständig. Sein Essen bekommt er vielleicht vom Vater, wenn er ihm die Kühe hütet, aber schon um ein Kleid oder Tuch muß er sich selber kümmern, wenn er etwas zum Anziehen haben will. Da muß er versuchen, bei jemandem Arbeit zu finden, um sich ein paar Heller zu verdienen. Arbeiten wollen beide, Jungen und Mädchen, stets gern; wenn ich sage: „Morgen brauche ich fünf Kinder zum Jäten" dann kann ich sicher sein, daß am nächsten Tag vielleicht 50 vor meiner Türe stehen, die sich gern etwas verdienen wollen. Wenn sich eins eine Schiefertafel erarbeiten will, dann muß es schon 15 Tage lang jeden Morgen von 7—12 Uhr im Garten jäten. Dann denkt natürlich jedes, wenn es so lang gearbeitet hat: „Da kaufe ich mir lieber ein Tuch, das

brauche ich nötiger.“ So haben nur ganz wenig Kinder ihre eigene Schiefertafel.

Da könnt ihr Euch wohl denken, was für eine große Freude es war, als ich gestern acht Schulkindern Tafeln und Stifte schenken konnte. Das Geld dazu hatte unser Freund, Br. Klautzsch, der früher hier in Rungwe Missionar war, geschickt. Seine liebe Frau hatte es von Kindern aus der Provinz Posen, wo Br. Klautzsch jetzt Pastor ist, gesammelt. Ich hatte diejenigen Kinder ausgesucht, die immer treu in die Schule gekommen waren und auch ihre vier Heller Schulgeld im Monat gebracht oder abgearbeitet hatten. Diese, fünf Knaben und drei Mädchen, bekamen die Tafeln. Einer von ihnen war ein Häuptlingssohn. „Der könnte sich doch selbst eine kaufen“, denkt ihr. Ach nein, unsre Häuptlinge hier haben auch keine Reichtümer. Gestern gerade kam wieder einmal einer zu mir, wie schon öfters, und wollte durchaus eine halbe Rupie (66 Pfennig) von mir haben, denn, sagte er, er hätte nichts mehr. — Ein andrer Junge, der eine Tafel bekam, war mein Schuldiener Ndakolile. Der Name bedeutet: „Ich hab's nicht erfaßt“. Er hats aber doch erfaßt, denn er hat ganz hübsch lesen und schreiben gelernt. Der gestrige Tag war sicherlich ein großer Tag für die Beschenkten. Noch heute sieht man sie meist mit ihren Tafeln herumlaufen.

Nun habe ich den Häuptlingsjungen einen Dankbrief schreiben lassen, ganz so, wie er wollte. Der ist nun recht eigentümlich ausgefallen, und ich will etwas daraus übersetzen. Er schreibt: Kabeta (so heiße ich bei den Schwarzen) hat uns Tafeln gegeben. Wir freuen uns sehr, und ich danke schön, weil Du uns Tafeln gegeben hast. Aber die, denen Du keine gegeben hast, sind sehr böse. (Sie sagen): Wir sind bloß müde (darum sind wir nicht immer zur Schule gekommen). Was gibst Du uns denn nun? Strafe uns doch nicht so, Du Lehrer (hier nennt er den Namen ihres schwarzen Lehrers), gib uns allen welche. Lernen wir denn nicht? Wir werden fortbleiben, weil Du bloß einigen welche gegeben hast. Kommen wir denn nicht etwa? Kommen diejenigen allein, denen du alles gegeben hast? . . . .

In dieser Weise schreibt er noch eine ganze Seite voll. Ist das nicht ein eigentümlicher Dankbrief? Ists nicht eher ein Zank- als ein Dankbrief? Wer das Kondevolk gut kennt, der sagt: Das ist ganz echt Konde! So ähnlich reden sie auch in ihren Gebeten zu den Geistern ihrer Väter, wenn die Ernte nicht reichlich genug war. Da sagen sie: „Warum gebt Ihr uns nicht mehr Mais, Bohnen, Hirse? Haben wir nicht zu euch gebetet, haben wir euch nicht geopfert. Warum zürnt ihr, warum straft ihr uns?

Nun, wir sind gekommen, um ihnen zu sagen, zu wem und wie sie beten sollen, nämlich wie es uns Jesus gelehrt hat. Und dazu soll auch die Schule in ihrem Teile beitragen.



Askari (schwarze Soldaten) auf dem Marsch durch das Gras bei Utengule. (Deutsch-Ostafrika).

Grasbrände in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Tr. Bachmann.

Unser Missionar Bruder Bachmann, der in Mbozi im Nikalande arbeitet, schreibt:

Wie geht es bei Grasbränden zu?

Liebe Kinder!

Heute will ich Euch einmal von einem Grasbrande erzählen, deren es hier in Afrika viele gibt. Das Gras mäht hier niemand ab, um Heu daraus zu machen, denn da das Vieh auf die Weide geht und sich draußen im Freien satt frißt, braucht man kein Heu. Wenn dann das Gras in der Trockenzeit dürr geworden ist zündet man es an, damit kein Schaden entstehe, wenn es unvorsichtiger Weise von jemand angezündet wird. Denn wenn Gras bei großem Winde brennt, kann kein Mensch das Feuer löschen, da brennt es immer weiter, und es brennen ganze Dörfer und Felder mit ab. Darum wählt man zum Grasbrand einen Tag mit günstigen Winde. Da versammeln sich viele Leute mit grünen Zweigen, an denen viel Laub hängt, und zünden das Gras an. Will das Feuer dahin, wo es Schaden machen könnte, so wird es sofort mit den dicht belaubten Zweigen ausgeschlagen.

Am 21. Oktober 1908 machten die Stationsleute auch einen Grasbrand. Sie wollten neue Felder bestellen, da mußte das Gras erst abgebrannt werden. Außerdem wollten sie auch unsere Allee schützen. Diese Allee wurde 1902 angelegt und mit Eukalypten bepflanzt, die schon sehr groß sind. Wenn wir nun nicht alle Jahre sehr vorsichtig sind mit dem Anzünden des Grases an beiden Seiten, so verbrennen die Bäume wieder, und unsere schöne Allee wäre dahin. Deshalb wählten die Leute einen günstigen Tag und zündeten zuerst das Gras an der Allee entlang an und dann erst das Gras an der andern Seite. Da gab es ein großes Feuer mit Geprassel und Getöse, als ob es donnere.

Aber nicht nur das Feuer war lustig anzusehen, sondern auch die Leute. Alt und Jung, Männer und Frauen hatten sich versammelt, und alle hatten etwas in den Händen. Die Männer hatten Speere und Stöcke, die Frauen Hacken und die Kinder Stöcke und lange Schilfrohre. Wozu hatten sie das alle mitgebracht? Was denkt Ihr wohl? Weil Ihr es vielleicht nicht erratet, so will ich es Euch sagen:

Allerhand Getier sollte erjagt werden.

Wenn das Gras mit viel Geprassel anfängt zu brennen, so erschrickt alles Getier darin und sucht zu fliehen. Zu allererst kommen Heuschrecken herausgeflogen, auf diese machen die Kinder mit ihren Rohren Jagd, denn gebratene Heuschrecken sind für sie ein Leckerbissen, wie für Euch Pfefferkuchen. Dann kommen Mäuse heraus; diese fangen auch die Kinder und die Frauen, denn Mäuse sind hier zu Lande auch etwas Gutes. Die Männer sehen und warten mit ihren Speeren, ob etwa ein Hase oder ein Reh herauskommen wird. Wirklich kamen auch zwei heraus, aber grade da, wo Männer standen, die keine Speere hatten, deshalb liefen sie fort, und die Hoffnung auf einen Rehbraten war verloren. So hatten die Kinder und Frauen schließlich mehr gefangen, wie die Männer, wenn es auch nur Heuschrecken und Mäuse waren.



Eisenbahn in Suriname.

Als der Brand vorüber war, gingen sie alle suchen, ob nicht noch etwas zu finden sei. Sie fanden aber nur Heuschrecken und Mäuse. Den Mäusen jagen die Frauen auch in ihren Löchern nach und graben sie mit ihren Hacken aus. Wenn die Leute auch nicht viel erjagt hatten, so waren sie doch froh, daß niemand durch

das Feuer verunglückt war. Das kommt manchmal vor. Davon will ich Euch auch noch erzählen.

Wie Kinder umkamen.

Vor zwei Jahren kam ein Junge nicht mehr in die Schule; und als ich mich nach ihm erkundigte, sagten mir seine Verwandten, daß er verbrannt sei. Er hatte seinen Onkel in einem Dorfe besucht, zwölf Stunden von hier entfernt. Dieser hatte ihn mit auf sein Feld genommen, wo er Gras anzündete zum Schutz für das Feld, wie wir diesmal zum Schutz für die Allee. Der Junge war ins Gras gelaufen, um sich etwas zu erjagen. Das Feuer jedoch umzingelte ihn, ohne daß er es merkte, und er konnte nicht mehr heraus. Auch der Onkel hatte nicht gesehen, das er ins Gras gelaufen war, so mußte er verbrennen.

Ähnlich ging es an einem andern Platz zu im August. Da gingen kleine Knaben im Alter von 10—12 Jahren auch auf die Mäusejagd und zündeten einen ganz kleinen Grasplatz an. Ein Junge konnte es wohl nicht erwarten, sondern ging zu zeitig nach Mäusen im Grase sehen. Da schloß ihn das Feuer ein, und er mußte auch verbrennen. Das ist sehr schwer, wenn solche Unglücke stattfinden. Wenn man aber vorsichtig anzündet und vorsichtig draußen stehen bleibt, da geht alles gut, und es entsteht kein Schaden.

Ein schönes Schauspiel.

So ein Grasbrand am Abend ist ein sehr schönes Schauspiel. Wir können solche Brände alljährlich in den Monaten Juli bis November alle Wochen sehen. Gruselich schön ist es, wenn das Feuer und der rote Rauch den Himmel rötlich färbt und es manchmal ganz hell auf unserm Hofe wird. Das großartigste Schauspiel aber zeigt sich uns, wenn einer der großen Berge am Abend brennt. Denkt Euch einmal einen großen Berg, mit hohem Gras bewachsen, in finsterer Nacht brennend! Das sieht aus, als ob ein riesengroßer Christbaum mit vielen Kerzen angezündet sei. Ihr würdet jubeln und jauchzen, wenn Ihr das einmal sehen könntet.

Gaben schwarzer Kinder für die Mission.

Ein eingeborener Lehrer im Ewe-Lande (Deutsch-Togo in Westafrika) erzählte seinen Schülern von der Not der Norddeutschen Mission, die 83000 Mk. Schulden hat. Er fragte sie, ob sie Lust hätten, etwas für die Mission zu tun. Sofort sagte einer: „Wenn wir Ferien haben, wollen wir eine Woche für die Mission arbeiten." Alle stimmten zu. Die elf größeren Kinder (einige von ihnen waren noch nicht zwölf Jahre alt und noch nicht getauft) arbeiteten eine Woche und brachten das Geld, im ganzen 11 Mk., ihrem Lehrer für die Mission. Dieser freute sich sehr darüber und schrieb in seiner Freude einen Brief an den Missionsinspektor. In dem Briefe, den er von seinen Schülern ins Deutsche übersetzen ließ, heißt es zum Schluß: „Wir haben auch Gummibäume und Kakaobäume für die Mission gepflanzt."

Nordd. Miss.-Bl.

Die Gabe eines Kindes.

Eines Tages erschien bei dem Pastor K. in K. ein sechsjähriges kleines Mädchen, das Kind armer Leute, und brachte 50 Pfennig für die Mission. „Wer hat dir das Geld gegeben, mein Kind?" fragte der Pastor. Sie antwortete: „Ich habe es mir selbst erspart." — „Womit denn?" — „Ich trage für eine Plätterin Wäsche aus und bekomme für jeden Gang einen Pfennig." — „Und den kannst du dir behalten und hast also 50 Pfennig gesammelt?" — „Nein, den Pfennig muß ich der Mutter geben, aber den zehnten Pfennig darf ich jedesmal behalten, und so habe ich ihn mir gesammelt." — Wieviel Gänge das Kind gemacht hat, bis sie 50 Pfennig für die Mission geben konnte, das kann ein Schulkind von zehn Jahren ausrechnen; wieviel Liebe und Einfalt aber in dem Herzen jenes Kindes wohnt, das berechnet kein Mensch.

Berl. Ber.

Die erste Eisenbahn in Suriname

zeigt unser Bild. Erst vier Jahre ist es her, daß man in Suriname anfangen konnte, mit der Eisenbahn zu fahren. Am 28. März 1905 wurde die Anfangsstrecke dieser Bahn eröffnet. Sie wird von der Hauptstadt Paramaribo quer durch die Kolonie geführt, von Norden nach Süden. Die ersten 40 Kilometer schließen bei der Haltestelle Post Republik ab. Diese liegt unweit unserer Missionsstation Bersaba in dem bisher recht abgelegenen Paradistrikt, wo Aberglauben und heidnische Sitten noch eine bedeutende Macht über die Gemüter der Bewohner ausüben. Wie unser Bersaba-Missionar nun schneller in die Haupstadt reisen kann, als früher mit dem Boot, so bietet die Bahn auch den tiefer im Buschland drinnen gelegenen Stationen große Vorteile. Dort herrscht das Fieber. Erkrankt ein Missionar daran, so kann er schneller zum Arzt fahren, als früher. Und vor allem sind die Missionare dankbar, daß sie nun mit der Eisenbahn so viel leichter immer tiefer in die Urwälder vordringen und zu den oft recht versteckt wohnenden, heidnischen Buschnegern gelangen können, um auch ihnen das Evangelium zu bringen.

Rätsel.

Mit g in der Mitte ist es dein;
Mit s darinnen hart wie Stein;
Im Walde steht es mit ch;
Mit l bringts schnell dem Ziele nah.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestatte



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1909. 10. Jahrgang.

Bilder aus unsrer Mission im Himalaya.

1. Auf gefahrvollen Pfaden über die Berge.

Schwester Nordheim, eine unsrer Missionarinnen in Leh erzählt uns von ihrer Reise:

Ringsum streben die Bergriesen empor. Der blendend weiße Schnee auf ihren Gipfeln hebt sich wundervoll von dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel ab. Rückwärts schauend weidet sich der Blick an den ernsten, dunklen Nadelbäumen, die an den Bergzügen hoch hinauf klettern. Dazwischen ein paar fröhliche Laubbäume, aber kein Haus, kein Feld, alles nur menschenleere Natur. Ein bunter Teppich breitet sich unter den Füßen der Reisenden aus. Im frischen Grase stehen nebeneinander Edelweiß und Primel, Enzian und Goldlack, Margeriten, Stiefmütterchen, Veilchen, Anemonen. Aber nun den Blick in das diesseitige Tal gewandt! Wie eine andere Welt mutet es an: da ist kein Baum, kein Strauch, die Berge sind unbewaldet, im Tale liegt noch viel Schnee. Aber dafür leuchten die harten, starren Felsen in den ernsten, dunklen Farben: violett, braun, grau, dunkelgrün, rotbraun.

Nun gehts einen ebenso steilen Zickzackweg bergab, wie vorher bergauf. Und dann beginnt ein Weg, an den die drei Fremden mit geheimem Grausen zurückdenken. Brausend eilt der angeschwollene Gletscherbach im Tale dahin. Steil fällt die Bergwand zum Flußbett ab. Auf halber Höhe führt der „Weg“. Der Schnee liegt an manchen Stellen bis ein Meter hoch, ist aber mehr oder minder getaut, der Weg daher so schlüpfrig, daß die Pferde nur sehr vorsichtig gehen können und immer wieder ausgleiten. — Jetzt ist der Weg noch bedeckt mit hohem Schnee. Vorsichtig tritt das Pferd der einen von den beiden Damen hinein — aber der Boden gibt nach, mit beiden Vorderfüßen fällt das Tier in ein wohl ein Meter tiefes Loch. Mühsam arbeitet es sich wieder heraus.

Weiterhin hat der reißende Bach den nur wenig höher führenden Weg völlig weggerissen. Da müssen die Tiere hoch hinaufklettern auf dem Geröll, das bei jedem Schritt unter ihren Hufen weg in die Tiefe rollt und Mensch und Tier mitzunehmen droht.

Endlich ist dieser böse Weg vorbei, und die Reisenden steigen ab und gehen ein Stück zu Fuß. Aber nach kaum einer halben Stunde heißts wieder: Aufsteigen! Warum? Der wilde Bergfluß muß durchquert werden. Keine Brücke spannt sich über ihn, da sollen ihn die Pferde durchwaten. Das eiskalte Wasser reicht ihnen bis an die Brust. Sehen können sie den Grund nicht, daher tappen sie sehr langsam. Es geht über große Steine, über kleines Geröll, durch Sand. Endlich ist das jenseitige Ufer erreicht. Die Füße der Fremden sind eisig kalt vor Nässe. Aber stundenlang gehts weiter so. Fast jeder Schritt bringt Todesgefahr mit sich. Endlich ist das Ziel des



Sven Hedin, der kürzlich aus Tibet zurückgekehrte Asienreisende, auf unserer Missionsstation Poo im Himalaya.

Tages in Sicht. Die Zelte sind schon aufgeschlagen, die Bettstellen fertig geschnürt. Nun schnell die vor Nässe triefenden Schuhe und Strümpfe ausziehen und sich dann aufs Bett legen und ausruhen! Da sagt dieses: „Krach!“ und bricht zusammen. Soll ich nun weinen oder lachen? Keins von beiden würde helfen, also mache ich kurzen Prozeß und strecke mich auf der Erde aus, bis die zerschlagenen Glieder wenigstens ein wenig geruht haben und zu weiteren Strapazen fähig sind.

Liebe Kinder, meint ihr, so eine Reise, die solche Gefahren mit sich bringt, gebe es wohl nicht? Ach! da irrt ihr. Begleitet die drei Reisenden noch ein paar Tagereisen. Es geht über öde, unfruchtbare Ebenen, über die scharfe Winde blasen. Es geht durch tiefe, enge Schluchten, durch die ein Wildbach tost, daß einem der Sprühschaum die Kleider durchnäßt und die heiße Stirn freundlich kühlend netzt. Es geht Berge steil hinan und hinab, es geht auf Wegen, von denen man in fast senkrechter Tiefe den donnernden Fluß sieht und auf deren anderen Seite der Fels sich zu schwindelnder Höhe erhebt. Aber endlich nähert sich die Reise ihrem Ziel. Das Tal weitet sich. Auf breiter Ebene traben die Rößlein dahin. Noch eine Felsenecke — da winkt das Ziel, eine verhältnismäßig große Stadt in Innerasien mit Namen Leh.

Und nun bewegt sich eine Art Prozession den Reisenden entgegen, die sie mit herzlicher Freude begrüßen. Das sind die wenigen, die der Heiland aus dieser heidnischen Stadt bisher für sich gewonnen hat. Und nun merkt ihr wohl, weshalb diese Fremden die Reise unternahmen: nicht, um sich am Reiten zu vergnügen, nicht, um unterwegs „etwas zu erleben“, auch nicht, um eine unvergleichlich majestätische Natur zu sehen. Nein, sie kamen, um den Heiden das große, uralte und doch ewig neue Evangelium zu verkünden: „Christ, der Retter, ist da!“

2. Die tibetischen Heiden.

Und nun die Leute in dieser Heidenstadt! Diese Leute sehen anders aus als ihr euch „Heiden“ gewöhnlich denkt. Diese hier haben ordentliche Kleider, sie scheinen fast so helle Hautfarbe zu haben wie wir, sie sehen gar nicht dumm aus. Ja, wenn ihr das alles herausfindet, da habt ihr auch ganz recht. Die Tibeter in diesem Grenzlande sind keine Wilden, o nein, sie bestellen ihre Felder sehr mühsam, sie können Kleiderstoffe weben und verarbeiten, sie kaufen und verkaufen, sie sind geschickt in mancherlei netten Handarbeiten und im Handwerk. Aber in den Herzen dieser Leute sieht es gar traurig aus.

Da liegt z. B. ein todkranker Mann in seinem Hause. „Muß ich sterben?“ tönt es von den trockenen Lippen. Der Arzt, der gleichzeitig Missionar ist, beugt sich nieder zu dem Kranken: „Jesus möchte dich zu sich nehmen. Sage an, willst du?“ Aber da ruft der Angeredete mit all seiner entschwindenden Kraft: „Ich brauche euren Jesus nicht!“ Wohin ist wohl seine Seele gegangen?

In einem andern Hause liegt die Mutter am Typhus darnieder. Aber obwohl sie erwachsene Töchter und einen Gatten und sogenannte „gute Freundinnen“ hat, liegt sie einsam und verlassen auf Lumpen. Niemand gibt ihr einen Schluck Wassers, um den brennenden Durst zu löschen. Niemand macht ihr ein bequemes Lager zurecht, niemand legt eine kühle Hand auf die glühend heiße Stirn. Wo sind sie alle, die zu dieser Ärmsten gehören? Aus Angst sind sie weggelaufen und überlassen die Mutter ihrem Schicksale. Da hört die Missionarin von dieser Verlassenen. Sie geht hin, sie bettet die Kranke sorgfältig, gibt ihr Arzenei, holt einen Krug voll Wasser und stellt ihn in erreichbare Nähe. Und wie endlich das Fieber gebrochen ist, erwacht in ihr die leise Frage: „Warum tut ihr das?“ Und sie hört von Jesu Liebe, von der die reinste Menschenliebe nur ein schwacher Abglanz ist. Und sie bekennt: „Ja, Jesu Lehre ist

sehr schön. Aber für mich ist meine eigene Religion gut genug."

Ein anderes Haus! Ein Mann wird eines Verbrechens beschuldigt, leugnet aber hartnäckig. Da fesseln ihn die Kläger und stecken ihm türkischen Pfeffer und andere entsetzlich scharfe Gewürze pfundweise in den Mund. Diese Folter macht ihn todkrank, und wenn er sich auch einigermaßen erholt, richtig gesund werden kann er nicht.

Liebe Kinder, nicht wahr, das ist traurig? Ihr habt einen Heiland, der euch innig liebt, und ihr wißt, daß viele, viele Bewohner der Erde das noch nicht wissen. Wollt ihr nicht für diese, die armen Heiden, beten?

Missionar und Schokolade.

Missionar und Schokolade — ich glaube nicht, daß diese beiden Dinge grade besonders viel mit einander zu tun haben. Von Süßigkeiten will ein Missionar nicht viel wissen. Da gehören vielleicht „Kinder und Schokolade" immer noch eher zusammen. Gelt? Oder sollte ich mich darin täuschen? Aber hie und da findet sich auch ein Missionar mit einer Tafel Schokolade zusammen. Und all die Kleinen, welche der Schokolade nicht abgeneigt sind, hören gewiß gern die Geschichte von einem Missionar und seiner Schokolade. Nun denn, hört!

Im Mai 1907 berichtete unser Missionsblatt von der abenteuerlichen Reise des Bruders S. H. Rock in Alaska. Er wurde auf dem beschwerlichen Landübergang vom Yukon zum Kuskokwimfluß, an dem unsere Stationen liegen, von seinen zwei Eskimobegleitern im Stich gelassen. Es war am 24. September 1906. Eine verzweifelte Lage! Er sah sich allein all den Gefahren preisgegeben, welche einem einsamen Wanderer in jenen unbekannten meilenweiten Einöden begegnen können. Vielleich stand ihm sogar Hungersnot bevor, mitten in der menschenleeren Wildnis Alaskas. Denn wovon sollte er sich nähren? Da suchte er in seinem kleinen Handköfferchen. Und was fand er da? Ein Päckchen Schokolade, das ihm eine Missionsfreundin bei der Abreise in den Vereinigten Staaten unvermerkt zugesteckt hatte, damit es ihm irgendwo auf der Reise eine angenehme Überraschung bereite. Wie kam ihm das jetzt zu statten! Nicht als Süßigkeit, sondern weil Schokolade einen recht guten Nährwert enthält. Was hätte er gemacht ohne diese Schokolade? Er hatte ja tatsächlich sonst nichts zu essen. Nun der treue Gott sorgte noch weiter für den armen, verlassenen Missionar, daß er nicht Hungers zu sterben brauchte. Er sandte Hilfe. Hätte er ihm solche nicht zugesandt, dann wäre er wirklich in Gefahr gewesen, zum mindesten an seiner Gesundheit Schaden zu leiden, wenn nicht gar das Leben einzubüßen. Der Herr schickte ihm Leute in den Weg, die ihm wieder zurecht halfen, und so konnte er seine Reise fortsetzen. —

Nun aber noch ein schönes Nachspiel dieser Geschichte! Jetzt, im Frühjahr 1909, ist wieder ein Paket Schokolade nach Alaska unterwegs. Und zwar ein ganz ansehnliches Kistchen, das fünf Pfund Schokolade enthält. Das kam nicht von Missionsfreunden in unsern amerikanischen Gemeinen, sondern von der Firma Finley Acker Company in Philadelphia, in der jene erste Schokolade hergestellt worden war. Diese Fabrik hatte von dem eben erzählten Ereignis Nachricht erhalten, hatte es in ihrer Zeitschrift, die den Titel



Einer unsrer Alaskamissionare in der Kleidung der Alaska-Eskimo.

Acker's Weekly trägt, ausführlich geschildert (in der Nummer vom 15. April 1907) und schickt nun in Erinnerung an dies Erlebnis, vielleicht allerdings

auch, um sich selbst wieder in empfehlende Erinnerung zu bringen, unseren Missionsfamilien am Kuskokwim in Alaska das Kistchen mit Schokolade. — Muß nicht alles dem Reiche Gottes dienen? Das Größte und die kleinsten Dinge? Selbst Schokolade!

Seliger Heimgang eines Indianermädchens.

Vergl. Augustnummer 1907.

Auf der Indianer-Missionsstation Schomokin in den heutigen Vereinigten Staaten arbeiteten in den Jahren 1745—49 der Brüder-Missionar Mack und seine Frau fleißig an der Erziehung der Indianer-Eltern wie der Indianerkinder. Beide wiesen sie auf den Heiland hin.

Unter anderem rührte sie gar sehr der Jammer einer Indianermutter, einer Mohikanderin, die schon ein Kind durch Gift verloren und nun den Schmerz erlebt hatte, daß auch ihr letztes vierjähriges Kind durch einen Bösewicht auf gleiche Weise hingerichtet worden war. Ihr lautes Weinen bei dem Grabe und ihr oft wiederholter Gesang: „Der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!" war nicht ohne inniges Mitleiden anzuhören. Die Schwester Mack suchte sie daher mit Jesu Christo, dem besten Freunde und Tröster in der Not, bekannt zu machen. Bei einer solchen Unterredung fragte die betrübte Mutter mit großer Angelegenheit: „Glaubst du denn, daß mein Kind bei eurem Gott ist?" „Ja" antwortete Schw. Mack, „das glaube ich, weil unser Gott die Kinder sehr lieb hat; und wenn du unsern Gott kennen lernst, so wirst du dein Mädchen einmal bei ihm finden, denn unser Gott ist auch dein Gott; er hat uns auf gleiche Weise lieb und hat uns so lieb gehabt, daß er uns zu gute Mensch geworden und für dich und mich gestorben ist, damit wir ewig und selig leben möchten". Dieser Zuspruch blieb nicht ohne gesegnete Wirkung sowohl auf die Frau als auf ihren Mann. —

So ward auch ein Mädchen von 13 Jahren durch Bruder Macks evangelisches Zeugnis für Jesum gewonnen und erzählte oftmals ihrer Mutter von ihrem Umgange mit dem Heilande, blieb auch nachher, da sie mit ihren Eltern von Schomokin wegzog, in derselben Herzensstellung und ließ, so oft sie Gelegenheit hatte, der Schwester Mack sagen, daß sie den Heiland noch lieb hätte. Nach einiger Zeit wurde sie krank, und da sie merkte, daß es mit ihr zu Ende ging, ermahnte sie ihre Mutter gar herzlich, den Heiland lieb zu haben und wieder zu den Brüdern nach Schomokin zu ziehen, ordnete auch an, daß Schwester Mack ihre Kleinigkeiten zum Andenken bekommen sollte, und entschlief dann selig. Die letzte Verordnung des Kindes ward auch von der Mutter treulich befolgt, welches um so merkwürdiger ist, da die Indianer sonst die Gewohnheit hatten, den Verstorbenen alle ihre Sachen mit ins Grab zu geben.

Übrigens war der Aufenthalt der Brüder in Schomokin mit großen Kosten und viel Beschwerlichkeiten verknüpft, indem ihnen anfänglich alle Lebensmittel von Bethlehem aus zugeführt werden mußten. Weil aber Schomokin der Ort war, wo die Irokesen auf ihren Reisen nach Philadelphia und Virginien, auch wenn sie auf die Jagd gingen, gewöhnlich durchpassierten, so hatten die Brüder dort Gelegenheit, sich den Weg zu diesen Indianern zu bahnen, um das Evangelium unter sie zu bringen.

Wie Missionskinder zu schönen Äpfeln kamen.

Im vorigen Jahre reisten Geschwister P. Hettasch mit sieben Missionskindern von Labrador über Neufundland nach Europa. In St. Johns, der Hauptstadt von Neufundland, mußte Bruder Hettasch einmal in einem Laden etwas kaufen gehen. Er ließ daher die Kinder in der Aufsicht des ersten Offiziers der „Harmony", mit der er reiste, zurück. Die Kinder spielten am Strand, und eine Anzahl Leute waren in der Nähe. Die fragten sie bald dies bald das. Da rief der erste Offizier, — er hieß Herr Busch — die Leute zusammen und sagte zu den Kindern: „Nun, ich dächte, ihr sängt diesen Leuten etwas vor!" Und sofort setzten die Kerlchen mit einem deutschen Liede ein. Als sie geendet, meinte Herr Busch: „Jetzt nehmt einmal einen Hut und geht damit von Person zu Person!" Und wirklich, der Hut machte die Runde, und als er zurück kam, fand man 40 cents darin. Das sind beinahe zwei Mark. „Das ist schön" nahm wieder Herr Busch das Wort, „von diesem Gelde wollen wir nun einige Äpfel kaufen!" Und ebenso schnell wie zum Singen waren jetzt die Burschen wieder dabei, ihre Belohnung einzuheimsen. Einige Zuhörer wollten den Sängern lieber Süßigkeiten zuwenden, aber Herr Busch war nicht dafür, daß man ihnen den Magen verdürbe, er blieb bei den Äpfeln. Und die haben den jugendlichen Sängern dann recht wohl gemundet. Aus Per. Acc.

Rätsel.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug.
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größ'res Untier trug.
Ein Elephant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt.
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleich wie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1909. 10. Jahrgang.

Ein Tag in dem Leben eines indischen Knaben.

Meine jungen Missionsfreunde möchte ich heute einmal nach dem fernen Indien führen. Da das eine Reise von fünf bis sechs Wochen bedeutet, außerdem aber eine große Summe Geldes kosten würde, schlage ich Euch vor, mir im Geist dorthin zu folgen.

Nehmen wir also an, daß wir bereits in Süd-Indien und zwar in Travankor gelandet sind. Landschaftlich ist dies ein wunderschönes Gebiet des großen ostindischen Reiches. Hohe Berge wechseln mit lieblichen Tälern, in denen sich üppige, grüne Reisfelder ausbreiten und stattliche Palmen und farbenprächtige Blumen Auge und Herz entzücken; und über dem allen wölbt sich ein tiefblauer Himmel. Licht und Sonnenschein, wohin man blickt. Aber wie dunkel ist das Leben von vielen Tausenden heidnischer Knaben und Mädchen, die von dem Namen Jesu nichts wissen!

Es ist früh am Morgen, kurz vor Sonnenaufgang. Was bedeutet da der wunderbare Ton, der von dem nahen Tempel herüberklingt? Immer deutlicher dringt der Klang an unser Ohr. Es ist die Glocke, die den Götzen aus dem Schlaf wecken soll. Ja, die Götter der Heiden, was sind sie gegen den Gott der Christen, der nicht schläft noch schlummert und dessen Auge offen steht über uns Tag und Nacht! Euch wird in frühester Kindheit das Gebot gelehrt: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Aber die heidnischen Kinder werden unterwiesen, Götzen aus Holz und Stein, von Menschenhänden gemacht, anzubeten.

Nun, meine lieben, kleinen Missionsfreunde, wollen wir einen Blick in das tägliche Leben eines Heidenknaben tun. Sein Vaterhaus ist eine elende Hütte, deren niedrige Wände aus Lehm oder Schmutz zusammengefügt sind. Das Dach ist mit den getrockneten Blättern der Kokosnußpalme gedeckt. Ob es Euch in einer solchen Behausung gefallen würde, wo man sich vergeblich nach irgend welchem Hausrat umblickt? Nur spärliches Licht fällt in das Innere, dessen Luft erdrückend heiß ist. Sollte uns jedoch trotz alledem die Lust anwandeln, das Heim eines Heiden zu betreten, so würden wir bald eines anderen belehrt werden. Keinem Christen ist es gestattet, die Schwelle zu überschreiten. Mit seinem Eintritt würde er das Haus verunreinigen. Vielleicht haben manche von Euch schon von der indischen „Kaste“, jener erblichen Einteilung der Menschen nach Beruf und Lebensweise, gehört. Sie ist es, welche der Missionsarbeit so große Schwierigkeiten in den Weg legt. Jeder Heide Indiens sieht sein Haus für unrein an, sobald es von einem, der seiner „Kaste“ nicht angehört, betreten worden ist. Eine große Säuberung muß vorgenommen werden, ehe es wieder für rein erklärt werden darf. Also wir bleiben draußen.

Ein kleiner Knabe sitzt in der Veranda, die fast alle indischen Häuser und Häuschen haben. Er spricht



Wohlhabende Familie in Poo, West-Himalaya.

laut, und wir hören ihn „Rama" zu verschiedenen Malen sagen. Mit wem mag er sprechen? Er ruft den Gott Rama an. Dem armen Knaben ist nicht gelehrt worden, zu einem Vater im Himmel oder dem lieben Heiland zu beten, sondern zu einem Gott, der Gebete weder zu hören noch zu erhören vermag.

Ich schlage nun einen kleinen Rundgang durch das Dorf vor. Ein anmutiger Weg führt uns an großen Gärten mit schlanken Palmen vorbei. Einige Schritte weiter, und wir stehen an einem Teich. Mehrere Stufen führen in das Wasser, wo sich Groß und Klein durch ein kühles Bad erfrischt. Schreibt doch die Religion der Indier gerade das Baden als eines der wichtigsten Gesetze vor, gewiß in jenem heißen Lande ein ebenso notwendiges wie wohltuendes Gebot.

Seht, dort unter der lustigen Schar ist wieder unser kleiner Bursche, der vor einer Viertelstunde so andächtig seine Gebete in der Veranda verrichtete. Mit sichtlichem Wohlbehagen taucht er eben in die kühle Flut. Mit dem Aus- und Ankleiden ist er schnell fertig, besteht doch sein ganzer Anzug in einem einzigen Kleidungsstück, einem langen Hemd, das um den Leib befestigt ist. Das Baden in Flüssen kann oft sehr gefährlich sein. Nicht selten kommt es vor, daß Alligatoren auf der Lauer liegen, ihre Beute in das Wasser ziehen und dann verschlingen. —

Unsere Wanderung ist aber noch nicht zu Ende, sie führt uns an einer heidnischen Schule vorüber. Natürlich dürfen wir nur einen Blick durch die offene Tür hinein tun. Ich glaube nicht, daß Ihr je schon einmal solche wunderbaren Bücher und Hefte gesehen haben werdet. Nicht aus Papier, sondern aus langen, mit einander verbundenen Palmenblättern sind sie hergestellt. Mit einem scharfen, spitzen Eisen werden die Worte eingeritzt. Seht dort den kleinen Schüler! Mit wichtiger Miene streut er Sand auf den Fußboden. Nachdem er diesen sorgfältig geglättet hat, schreibt er mit dem Finger große Buchstaben in denselben. Dann greift er zu seinem Hefte und kratzt in dieses vermittelst des scharfen Stiftes die Lettern ein. Manche dieser Knaben sind klug und begabt. In den Regierungsschulen wird ihnen guter Unterricht zu Teil, besonders in der Grammatik, im Rechnen und in der Erdkunde. In den Schulen der Heiden hören die Kinder nichts von Jesus und seinem heiligen, reinen Wandel, vielmehr werden ihnen schreckliche Geschichten über ihre Götter erzählt, die als Mörder, Lügner und Diebe geschildert werden.

Der Unterricht ist soeben beendet, und wir folgen den kleinen Schülern in ihre Häuser und Hütten zum Mittagsmahl. Zu diesem Zweck sitzen sie nicht an Tischen und bedienen sich des Messers und der Gabel, nein, sie hocken einfach auf dem Fußboden. Vor ihnen steht eine große Schüssel mit gekochtem Reis und eine kleinere mit Curry, einer Mischung scharfer Gewürze. Mit den Fingern werden kleine Klöße geformt, in den Curry getaucht und mit großem Appetit verzehrt. —

Doch über all dem Neuen und Fremdartigen, dem wir auf Schritt und Tritt begegnet sind, ist es plötzlich dunkel geworden. Die Sonne geht hier, in Indien, zu jeder Jahreszeit etwas nach sechs Uhr unter, eine Dämmerung gibt es überhaupt nicht.

Scharen von Menschen begegnen uns, deren Nahen ein ohrenbetäubender Lärm ankündigt. Da — ein mächtiger Elefant — langsam kommt er einhergestampft. Auf seinem Halse sitzt ein Mann, der unsre Wißbegierde sofort erregt. Was mag in dem Kasten sein, den er so behutsam im Arm hält? Ein Eingeborener belehrt uns, daß es der Tempelgott sei, der zum Teich getragen wird, um gebadet zu werden. Ist die wichtige Handlung geschehen, so kehrt der Zug unter Jauchzen, Abbrennen von Feuerwerk und dem Schwenken der Fackeln in das Heiligtum zurück. — Doch genug der Eindrücke für heute.

Gott sei Dank gibt es neben der Finsternis auch Licht. Der Name Jesu, der über alle Namen ist, leuchtet auch dort in die Nacht des Heidentums, und derer ist eine große Schar, die ihre Kniee nicht beugen vor den Göttern aus Stein und Holz. Und Gott sei Dank gibt es viele, viele Kinder, die den Heiland kennen und zu ihm beten. Möchten ihrer aber noch viel mehr werden, die den einen, wahren Gott erkennen und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten lernen.

Von einer Freundin unseres Blattes aus The Children's World übersetzt.

Kinderleben in Poo.

1. Drei Zwerge.

Schwester Schnabel erzählt: Liebe Kinder! Drei putzige Leutlein haben wir jetzt hier. Sie sitzen grade drüben auf der Stiege. Ich will euch verraten, wer sie sind: Es sind unsre Pooer Zwerge, eine lustige Gesellschaft. Tsedan, der rechts steht, ist ein kleiner, munterer Bursche, 12 Jahre alt, der treue Spielgefährte unsrer Kinder. Durch seine Mutter, die mich oft besuchte, aber leider letztes Jahr gestorben ist, war der Kleine schon bei uns heimisch geworden, und da er auch die Knabenschule besucht, ist er viel im Missionsgehöft zu sehen. Neben ihm steht sein kleiner Vetter, der 11 Jahr alt ist, und seine Cousine. Das Mädelchen ist bereits 15 Jahr alt, hat schon das Aussehen und Benehmen eines Erwachsenen und eine drollig altkluge Sprechweise; äußerst fix spinnt sie Wolle mit den kleinen Fingerchen und bemuttert treu ihren jüngeren Bruder und ihr kleines Schwesterchen daheim, das, wie es scheint, wieder normal wachsen wird zur großen Freude der Mutter, die schon vier große Kinder verloren hat und unglücklich ist, daß diese beiden so zwergenhaft geblieben sind. Besonders bei dem kleinen Jungen mag der Kummer der Eltern groß sein, ist es doch stets ein Ereignis, an dem das ganze Dorf teilnimmt, wenn ein Knabe geboren wird. Davon wollte ich euch noch etwas erzählen.

2. Bevorzugung der Knaben.

Hat ein solch kleiner Bube das Licht der Welt erblickt, dann muß natürlich der Vater ein Opfer bringen. Er tut dies am siebenten Tage. Da befestigt er an den drei Götzenaltären, die auf dem großen Platz vor dem Götzentempel stehen, Weidenzweige, an denen weiße Zeugläppchen hängen. Dann besprengt er die Altäre mit Chang (sprich: Tschang) d. h. Bier und streicht oberhalb der kleinen Öffnung, aus der manchmal der gute Geist herausgucken soll, Butter hin. Dann verneigt er sich, froh, seiner Pflicht den guten Geistern gegenüber genügt zu haben. Gewöhnlich am selben Tage wird das Bangri und Trashi gehalten. Dazu kommen alle verheirateten Leute, meistens wohl nur die Frauen des Dorfes, bringen Geld oder Getreide oder Fingerringe, loben die Mutter, daß sie einen Sohn hat, ja beten das Kind fast an und erhalten dafür einen Teller voll Tsalma und Chang. Tsalma ist ein hochaufgetürmter Brei, mit Butter begossen.

Im Herbst findet in Poo ein großes achttägiges Götzenfest, Shergen genannt, statt. Am vierten Tage des Festes ziehen die Lamas, Nonnen und viel Volk hinauf zum Shergen-Platz, wo alle diejenigen, die im Laufe des Jahres einen Sohn bekommen hatten, ein Schaf opfern müssen, um ja alle Geister gnädig zu stimmen. Wohl schon bald nach der Geburt werden den kleinen Kindern Amulette umgehangen. Meist sind das kleine Ledertäschel, die auf dem Rücken festgenäht werden und in denen allerhand beschriebene Zettel stecken, teils Beschwörungen, teils gute Wünsche, alles aus Geisterfurcht. Oft hat ein Kind fünf oder noch mehr solche Täschel auf seinem Rücken hängen,



Tibetische Frauen und Mädchen in ihrer eigenartigen Kleidung.

und oh! wie schmutzig sind sie! Die Furcht vor Hexen und bösen Geistern beherrscht das Volk; keiner geht abends allein vors Haus oder in einen dunklen Raum. Die Krähen weissagen ihnen schlechte Dinge. Und läuft aus Versehen die kochende Butter oder das Öl ins Feuer, dann schreien alle: Die Hexe ist da und hat die Butter gefressen.

Bis zum dritten Jahr darf der kleine Junge eines Vornehmen das Haus nicht verlassen, dann aber wird ein großes Fest gefeiert und das Prinzlein zu allen Verwandten getragen, die ihm viel Ehre erweisen und es nur reich beschenkt wieder fortlassen. Solch kleiner Kerl heißt nun nur noch „edler Herr“ oder „junger Herr“, und da ihm alle zu Gefallen reden, wird er bald hochmütig und anmaßend.

3. Die Kinder dort und die Kinder hier.

Man sieht selten wirklich fröhliche, vergnügte Kinder; oft sehen sie schon ganz sorgenvoll aus, besonders die ärmeren, deren Aufgabe es ist, die kleineren Geschwister herum zu schleppen, Holz zu sammeln und sobald als möglich tüchtig zu arbeiten.

Warum habe ich Euch das alles erzählt? Nun einmal, um Euch daran zu erinnern, wie ganz anders gut Ihr es doch habt, daß Ihr schon früh zum Heiland hingeführt werdet, wo es keine Furcht vor Hexen und bösen Geistern gibt. Dann aber, damit Ihr verstehen lernt, wie nötig es ist, daß den armen Heiden das Evangelium verkündigt werde. Aber um offne, willige Herzen zu bekommen, brauchen wir Hilfe, und die möchten wir gern von Euch, ihr lieben Kinder daheim haben. Darum helft uns beten für die vielen tibetischen Kinder, damit sie den Heiland, der auch sie liebt, lieben und erkennen lernen. Wollt Ihr das? — Im Vertrauen auf Eure Hilfe grüßt Euch alle Eure

E. Schnabel.

Feier der Geburt eines Königskindes auf der Mission.

Herrscht schon in der Familie jedes gewöhnlichen Menschen hohe Freude, wenn ein Kindlein geboren wird —, wie vielmehr in einem Königshause, wenn ein Königskind in den Familienkreis eintritt. Denkt an die stattliche Schar von sechs Prinzen und einer Prinzessin in unserem deutschen Kaiserhause! Nun wurde am letzten Tag im Aprilmonat auch am holländischen Königshof ein Kind, eine Prinzessin, geboren. War das eine Freude! Das ganze Volk jubelte! In Stadt und Land feierte man das freudige Ereignis. Auch in der Brüdergemeine Zeist in Holland veranstaltete man ein Fest zu Ehren des Tags.

Ebenso in den Brüdergemeinen in der holländischen Kolonie Suriname, wo wir ein großes Missionswerk treiben. In der Hauptstadt Surinames, Paramaribo, gestalteten sich die Tage vom 10. bis zum 15. Mai zu einer wahren Festwoche. Zunächst wurden in den Kirchen Gottesdienste gehalten. Und dann die Feiern im Freien! Schon diese Menschen, die da auf den Straßen zusammenströmten, um zu feiern! Von fernher waren sie herbeigeeilt, um hier am Fest teilzunehmen. So z. B. die Arbeiter, die viele Tagereisen weit im Busch drinnen an der Bahn arbeiten: Die Bahnleitung hatte ihnen zur Feier des Ereignisses zwei Extrazüge gestellt und sie in die Stadt fahren lassen, damit sie doch auch mitfeiern konnten. Und was gab es nun doch alles zu sehen und zu hören. Am Abend war die ganze Stadt, jede Straße, jedes Haus festlich erleuchtet. War das ein Meer von Licht! Und an einem Tag zogen sämtliche Schulkinder der ganzen Stadt, etwa 5000 an Zahl, vor den Palast des Gouverneurs. Ein prächtiger Aufmarsch: jede Schule hatte ihr Banner, das ihr vorangetragen wurde, jedes Kind hielt ein Fähnchen in der Hand — ein bunt belebtes Bild. Und als die Kinder halt gemacht hatten und zusammenstanden, da trat ein Herr Musikdirektor vor und gab ein Zeichen: und sofort fielen die 5000 Stimmen laut und vernehmlich ein und begannen den Gesang vaterländischer Lieder. Es klang vortrefflich. Die Kinder empfingen eine Belobigung, und als sie in ihre Schulen zurückgekehrt waren, gab es für alle die hungrigen Münder und Magen eine Erfrischung, wahrscheinlich ein schönes Glas frischer Limonade, wie sie in dem heißen Lande so gern genossen wird.

Und noch eine Freude, die Kindern bereitet wurde! Da standen drei große Dampf-Karussels und luden viele schwarze und weiße Menschen zur Fahrt ein. Nun gibt es aber, wie hier, so auch dort, viele Kinder, die kein Geld haben, diese Karussels zu benutzen. Da sind z. B. die Waisenkinder. Unsere Mission hat ihrer viele in Versorgung genommen. Diesen allen, die in unseren vier Stadtgemeinen wohnen, gewährten die Karussel-Besitzer eine volle Stunde lang freie Fahrt. Wie jubelten da die Kleinen und auch die Großen! Und überdies wurden die Kinder mit Schokolade und Zuckerzeug beschenkt! Das verdoppelte ihre Freude!

Gottes Huld überstrahle das Leben der jungen Prinzessin, der zu Ehren dies alles geschah!

Rätsel: L B ein Fluß — N D der Schluß.

Quittnngen.

Eine Schachtel Stanniol von Schülerinnen des Schwestern-hauspensionates in Gnadau für die Mission gesammelt, durch Schwester E. Sülzle mit Dank empfangen.

Missionsbuchhandlung Herrnhut.

Mk. 10.-- Missionssammlung unter den Kindern der Mädchenschule in Radeberg, für unser Heidenmissionswerk mit herzlichstem Dank erhalten. **Missions-Verwaltnng Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1909. 10. Jahrgang.

Der Leopard im Stationsgehöft
im Angesicht des Missionars und seines Kindes.

Erlebt und erzählt von Br. K. Büttner in Kipémbabwe in Deutsch-Ostafrika.

1. Der Leopard im Hühnerhof.

Tiergeschichten hört und lest ihr gern. Nicht wahr? So will ich euch denn wieder einmal eine selbsterlebte erzählen.

Es war ein frischer Junimorgen hier auf unserer Missionsstation Kipémbabwe im Innern Deutsch-Ostafrikas. Die Sonne lugte eben über unsre lieben Berge hinüber, und erquickende Ruhe lag über der Station ausgebreitet, als ich wegen eines kranken Stückes Vieh den Hirten rief, um ihm die nötigen Anordnungen zu geben. Schon nach kurzer Zeit kehrte er zurück und meldete mir: „Herr, Deine Hühner liegen erwürgt im Hühnerhof!“ Das war eine echt afrikanische Ueberraschung! Als ich dann hinauseilte, fand ich die Aussage bestätigt. Fast 50 Hühner lagen, wie hingesät, auf dem Hofe umher, nur eines flatterte noch. Wahrscheinlich hatte ich einen Leoparden bei seiner mörderischen Arbeit durch mein lautes Rufen erschreckt, so daß er das Huhn liegen ließ und das Weite suchte; sonst hätte er wohl noch gründlichere Arbeit getan. Er hatte es ja auch so leicht damit, denn der Hausjunge hatte vergessen, die Türe zu schließen!

Die toten Tiere wurden nun versteigert, denn unseren lieben Schwarzen sind auch erwürgte oder verendete Tiere ein willkommener Festschmaus; für den Fehlbetrag mußte der Junge zur Strafe für seinen Leichtsinn aufkommen.

An eine solche Stelle, wo der Leopard so reich getafelt hat, wie an dieser, erinnert er sich immer wieder und kehrt gern zu ihr zurück, um zu sehen, ob dieses „Tischlein deck dich“ sich nicht wiederholt. Diese Freundlichkeit wollten wir ihm aber doch nicht erweisen, sein Blutdurst sollte — wenigstens hier — nicht wieder gestillt werden. Der Hühnerstall wurde fest verschlossen und auch das angebaute Schweineställchen fest verrammelt; der Zaun, der den Hof umgibt und aus hohen Baumstämmen besteht, wurde noch mit Dornen verziert, ebenso die Türe des Hühnerhofes. In diese Festung sollte das Tier nicht mehr eindringen. Und doch hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Schon abends um 10 Uhr hörte ich ein unheimliches Grunzen unseres Schweinchens. Also war das Untier offenbar doch eingedrungen!

Am anderen Morgen hielten wir Umschau. Wir gingen um den Hof, fanden aber keine Fußspuren, und im Hof wieder keine Fußspuren! Hatte ich mich doch getäuscht? Der Stall war noch fest verschlossen. Der Hausjunge, der mich begleitete, schloß auf und — da lag das arme Schweinchen mit aufgeschlitztem



Schüler und Lehrer auf einer unserer Stationen in Deutsch-Ost-Afrika.

und dann, ohne daß ich es merkte, zurückgeblieben. — Ich drehe mich um, da steht der kleine Kerl mitten in der Tür, kaum einen Schritt weit entfernt von dem brummenden Tier, das einen Ausweg suchte! Das kleine Kind stand ihm hindernd im Wege! Ich stürzte auf mein Kind, riß es an mich und trug es, während das Tier an uns vorüberhuschte, zu seiner Mutter. Das alles war mehr im Gefühl als mit Bewußtsein gehandelt. Es waren schreckliche Sekunden! Heute noch überläuft es mich eiskalt, wenn ich an diese Szene denke.

Leib und durchgebissenem Genick! Der Leopard mußte über den Dachboden des niedrigen Hühnerhäuschens eingedrungen sein, denn der Stall des Grunztierchens besaß keine Decke, sondern war nur ummauert. Ich rief meine Frau, um ihr die Bescherung zu zeigen; das arme „ngosso“ (Maus) — wie es unser kleiner Siegfried betitelte — sah schrecklich aus. Meine Frau kehrte ins Haus zurück und sandte zwei Leute zum Einscharren, während ich mit dem kleinen Hausjungen die übriggebliebenen Hühner zählte.

2. Missionar und Kind vom Leoparden überrascht.

Ich zählte grade: Eins, zwei, drei — da ein Krach, daß ich im ersten Moment dachte, der Zaun bräche zusammen und — vor unseren Augen lag ein mächtiger Leopard! Ein entsetztes „maju nene“ (meine Mutter!) aus dem Munde des Hausjungen, und er war verschwunden. So war ich allein mit der Bestie im Hofe! Mir stockte das Blut in den Adern, ich war ja ohne jegliche Waffe, und wer dachte am lichten Tag an eine solche Überraschung! Ein „Ach Gott“! entrang sich meinen Lippen, als ein wütender Blick des Tieres mich traf. Der Zaun hatte ihm widerstanden, wenn auch mit einem Krachen. Der Leopard richtete sich auf, um im nächsten Moment mit eben solcher Wucht gegen die andere Seite des Zaunes anzuspringen. Diesen Augenblick wollte ich benutzen, um im vollsten Sinne des Wortes ins Hühnerhäuschen „zu schlüpfen“, da dringt der Schrei meines kleinen Siegfried an mein Ohr — der kleine Mann war seiner Mama gefolgt, um das tote ngosso zu sehen,

3. Der Versteck des Leoparden.

Nachdem wir dem Herrn gemeinsam für die Bewahrung unseres kleinen Lieblings gedankt und ich mich ein wenig vom ersten Schrecken erholt hatte, schlossen wir Türen und Fenster des Hauses; und nun begann die Verfolgung des Tieres. Der Hof war voll von Leuten, die mit allem Möglichen und Unmöglichen bewaffnet waren; Äxte, Messer, Bogen und Pfeile, Speere, Stöcke und Knüttel hielten sie in den Händen. Auch der kleine Hausjunge, der vorher so urplötzlich verschwunden war, kam aus seinem Versteck hervor. Trotz all der Dornen und der Höhe des Zaunes war er über diesen geklettert und hatte sich in ein Eingebornenhaus zurückgezogen. Der Koch, der dem ganzen Schauspiel vom Küchenfenster aus zugeschaut hatte, war schnell herausgestürzt und hatte die Tür des Hühnerhofes geschlossen und sich dann mein Gewehr geholt und lag jetzt oben im geschlossenen Hühnerhofe, um unter das Hühnerhausdach zu schießen, wohin sich der freche Mörder geflüchtet hatte. Im letzten Moment konnte ich ihn noch vor diesem Leichtsinn bewahren, indem ich ihn herauszog. Er wäre ein Kind des Todes gewesen, wie das Folgende zeigen wird, hätte er das Tier durch seinen Schuß gereizt. Und der Hahn des Gewehrs war schon gezogen!

Das tief herabhängende Strohdach bot dem Tiere einen guten Versteck; dorthin hatte es sich sicher schon am Tage vorher geflüchtet, als ich es beim Abwürgen der Hühner durch mein Rufen erschreckt hatte; dort hatte es den ganzen Tag gelegen, sich von der strammen Würgearbeit erholt und auch schon seine neue Beute erblickt. Hier war es gut sein! Das

reine Schlaraffenland! Da war unsere Arbeit am Abend umsonst gewesen, niemand hatte das Tier erschreckt, wie es an diesem Morgen geschah durch das laute Hacken mit den Grabscheiten. Deshalb sahen wir auch keine Fußspuren im Sande. Der Leopard war hübsch in der Nähe geblieben, ein Satz auf das niedere Häuschen und er war in der schönsten Höhle geborgen; hübsch dunkel, wie gemacht für einen guten Verdauungsschlaf! —

4. Zweikampf und Tod.

Sein Tod war nun beschlossene Sache. Aber wie ihm zu Leibe rücken? Zuerst dachte ich ihn einfach durch Anzünden des kleinen Daches dem Feuertod zu übergeben. Doch war dies wegen der Nähe des Küchengebäudes ein zu gefährliches Ding. Es blieb nichts anderes übrig als zu versuchen, ihm mit dem Gewehr beizukommen. Unser Sultan und sein Dorf-Erbauer waren bereits mit ihren Gewehren gekommen. Mit ihnen betrat ich nun den Hof, während ich vorher noch zwei Mann mit geladenen Hinterladern zur Deckung draußen vor dem Zaun Posto fassen ließ. Das Tier sollte uns nicht entrinnen! Unsere in seinen Schwanz und ein Stein von unserem verwegenen Koch von unten, hatte die gewünschte Wirkung. Gereizt stürzte der Leopard mit Donnergebrüll nach vorn, wo ihm unsere Gewehre einen unerwarteten Empfang bereiteten. Obwohl die drei Schüsse ihn trafen, die zwei Kugeln der Schwarzen ihm tief im Leib steckten und meine Flintenladung ihm die rechte Vordertatze völlig zerriß, war er doch nicht tödlich getroffen. Er überstürzte sich und kam zu Falle, war aber ebenso schnell wieder auf den Beinen. Der König war nach hinten gerannt, hatte das Gewehr weggeworfen und war über den Zaun geklettert. Der Dorf-Erbauer und ich entflohen durch die Tür, der Leopard hinter uns her! Dadurch, daß ich schnell zur Seite sprang, verlor er mich aus den Augen, obwohl ich erst nach dem Dorf-Erbauer heraus kam. Als dieser das Tier kommen sah, blieb er in seinem ersten Schrecken stehen, hatte aber soviel Geistesgegenwart, das Tier gleich an der Kehle zu packen. Und nun entspann sich ein Zweikampf auf Tod und Leben. Obwohl nur zwei Schritte entfernt, konnte ich nicht zum Schuß kommen. Das Tier, hoch aufgerichtet, hatte den Mann richtig umarmt, seine linke



Ein Missions-Wohnhaus in Deutsch-Ost-Afrika im Bau.

Stellung war eine schwierige. Wir konnten nur in halb liegender und knieender Stellung unsere Gewehre gebrauchen, da das Dach so tief herabhing. Des Tieres Schwanzspitze, die aus einem Spalt hervorguckte, zeigte uns den Ort, wo es lag. Ein Pfeil Tatze tief eingekrallt und zerrte ihn nun mit seinen Zähnen hin und her. Es war entsetzlich! Und niemand war da, alle waren geflohen, als sie sein Gebrüll gehört hatten. Da kam mein Koch mit einem Speer, zwängte das Vieh ein wenig ab, — ein Schuß,

und der Mann warf das tote Tier mit der letzten Kraft von sich. Leider hatte der Mann zwei tiefe Bißwunden am Arm und am Bein erhalten, und infolge des großen Blutverlusts fiel er in Ohnmacht; doch durfte er nach zweimonatiger Behandlung wieder ganz geheilt entlassen werden. Wir dankten dem Herrn für seine Bewahrung, denn der Mann hätte auch ein Kind des Todes sein können. — —

Gott zum Gruß!

Euer Br. K. Büttner.

Ein Beitrag von Negerkindern für das Evangelisationswerk in Böhmen.

In Paramaribo in Südamerika, wo die Brüdergemeine ihre größte Missionsstation unterhält, besteht eine Kostschule für Negerkinder unter der Leitung des Missionars Frowein. Letzterer erzählt, wie einmal nach der Morgenandacht die Rede davon war, was man für den Herrn tun könnte. Der eine nannte dies, der andere jenes. Endlich kam der Missionar auf den Gedanken, den Knaben zu erzählen, was er einmal von einer Mädchenschule gelesen hatte. Die Kostschülerinnen dieser Schule hatten sich nämlich ein freiwilliges Fasten auferlegt, um Geld für die Heidenmission zu sammeln. Dieser Gedanke schien den Negerknaben einzuleuchten, denn schon nach einer Stunde kam eine Abordnung zu Missionar Frowein und erklärte, sie hätten beschlossen, einen ganzen Monat lang jede Woche einen ganzen Tag zu fasten und nur Wasser zu trinken. Der Erlös sollte für die Mission sein. Und so geschah es auch. Mit großer Freudigkeit und überraschender Gewissenhaftigkeit haben die Knaben alle ohne Ausnahme gefastet. Der Älteste ist 18 und der jüngste 12 Jahre alt. Seit der Zeit herrscht in der Kostschule ein angenehmer Geist der Aufopferung und der brüderlichen Liebe. So lohnte sich die gute Tat schon hier auf Erden an den Herzen der Negerknaben. Aber auch der klingende Ertrag ihres Unternehmens war recht erfreulich, denn sie hatten sich auf diese Weise 26 Gulden, das sind 44,20 Mark, buchstäblich vom Munde abgespart. Sie hatten diese Summe zuerst für die Missionsschuld geben wollen; da diese aber inzwischen schon getilgt worden war, bestimmten sie sie für das Evangelisationswerk der Brüdergemeine in Böhmen. Gewiß ein noch seltener Fall, daß Negerkinder für ein kirchliches Werk im christlichen Europa beisteuern! Wir aber wollen uns nicht von ihnen beschämen lassen. Besonders die vier Waisenhäuser, welche die Brüdergemeine in Böhmen unterhält, bedürfen immer der Unterstützung. In dem einen brannte kürzlich das ganze Dach herunter. A. S.

Aus der Welt der Zahlen.

Als im Jahre 1871 die Deutschen von den Franzosen eine Kriegsentschädigung von fünf „Milliarden“ forderten und damit dieses Zahlwort in Gebrauch kam, sollen sogar die französischen Bevollmächtigten erst gefragt haben, wieviel eine Milliarde sei. Vorher war das Wort nur unter den Leuten, die mit Gold handelten, im Gebrauch. Der Ausdruck Billion für Million mal Million findet in der Astronomie, in der Lehre von den Sternen und den Weltkörpern, Verwendung. Und die Fortschritte der anderen Naturwissenschaften haben Zahlwörter wie Million, Billion, Trillion u. s. w. allgemeiner gemacht.

Nach dem allen wird verständlich werden, daß wir sagen können: die Bildungen „Million“ „Billion“ u. s. w. sind nicht natürliche Sprossen am Baume unserer Sprache, sondern Erfindungen der Gelehrten.

Daher begreifen wir, daß Naturvölker mit geringem Verstande, wie Neger und Eskimo, nichts von höheren Zahlen wußten. Anders die gelehrten alten Inder. Während es in der deutschen Sprache nur drei „Stufenwörter“ für die Zahlenbildung gibt, nämlich zehn, hundert und tausend, so hatten die Inder infolge ihrer Neigung zum Maßlosen, Phantastischen, Unendlichen 17 Stufenwörter, nämlich besondere Wörter für 10 000, 100 000 bis zu der Zahl 10^{17} d. h. 10 17mal mit sich selbst multipliziert, was 100 000 Billionen ergibt. Diese Wörter waren so bekannt, daß sie sogar in der Poesie Verwendung fanden. In dem viele Jahre vor Christo entstandenen National-Epos Mahābhārata gibt ein König sein Vermögen auf 100 000 Billionen an. In einem späteren Gedicht stellt der Affenfürst seinem Feinde 10 000 Sexbillionen (= 1 mit 40 Nullen) Affen entgegen. Solchen großen Zahlen wurde von den Buddhisten geradezu ein erbaulicher Charakter beigelegt. Von den Zahlen über 100 000 Billion sagte man, „daß sie Buddha allein begreifen könnte, daß sie eine Ahnung erwecken könnten von dem, was es in der Natur gibt, von der Unbegrenztheit und Unerschöpflichkeit der Natur, von dem Ozean der Wünsche, die für das Glück lebender Wesen ausgesprochen werden“ und anderes mehr.

Wollen wir dem gegenüber zur Einfachheit zurückkehren, so müssen wir daran denken wie z. B. die Eskimo zählen, wovon wir in der Januar-Nummer 1908 Mitteilung machten. Und von den Australnegern erzählen wir ein andermal.

Nach Ow. 1907/8. 2.

Rätsel.

Das liebe Wort mit M gibt mir
Das Wort mit B zur Vesper hier.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1909. 10. Jahrgang.

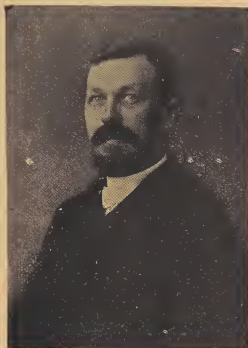
Warum Herrnhuts Erinnerungsstätten in diesem Sommer eine besondere Anziehungskraft ausübten.

Im Juni war in Herrnhut viel Leben. Herrnhut ist ja überhaupt ein viel besuchter Ort. Besonders im Sommer vergehen wenig Tage, an denen nicht fremde Besucher hier in Herrnhut auftauchen. Die einen wollen nur auf unsern Hutberg und dessen Türmchen klettern, um die schöne Gegend zu bewundern. Andere aber sind gekommen, um die Oertlichkeiten zu schauen, an denen Gott der Herr so sehr viel Wunder an den Herzen der Menschen, der Erwachsenen wie der Kinder, gewirkt hat. Wir feiern im August ein Kinderfest. Warum? In Erinnerung an die Erweckung, die im August des Jahres 1727 die Herrnhuter Kinder ergriff und sie dem Heiland zuführte. Davon reden die Wiesenraine und die Wäldchen, die Herrnhut umgeben, denn dort fielen die Kinder damals auf ihre Kniee, um zu beten. Und so predigen in Herrnhut Wald und Feld, ja die Steine von Wundern und Taten Gottes.

Der ganze Ort ist ja ein Wunder. Wie wunderbar ist er 1722 durch Auswanderer entstanden, die um ihres Glaubens willen aus Mähren vertrieben wurden. Sieh dort das Bild vom „Denkstein", der im nahen Walde bei Herrnhut steht! Er bezeichnet die Stelle, an der Christian David, der Erbauer des Ortes, den ersten Baum zum Anbau fällte.

Und sieh jene Straße in Berthelsdorf! Sie führt zu dem Schlosse, das sich der Graf Zinzendorf in jenem selben Jahre bauen ließ. Dieses liegt hinter dem Haus, das ungefähr in der Mitte des Bildes zu sehen ist; es schließt die rechte Häuserreihe ab. Die Bäume, die links davon sichtbar werden, stehen bereits im Schloßgarten. Und für uns heutige Mitglieder der Brüdergemeine sind die Häuser, die wir auf diesem Bilde sehen, nicht weniger wichtig. In ihnen wohnen die Mitglieder der Direktion der Deutschen Brüdergemeine und der Mission. Einige davon werden die Leser ohne Frage kennen. Die Häuser rechts haben z. B. die Direktoren Br. B. La Trobe, J. T. Hamilton, H. Kluge, H. Reichel und W. Kölbing inne, während links die Bischöfe Dober, Bauer, Hennig und Direktor W. Jacky wohnen.

Auch in diesem Sommer besuchten wie gesagt viele Fremde all diese Erinnerungsstätten. Und es waren dies solche Leute, die ein ganz besonderes Interesse an all diesen Oertlichkeiten nahmen. Warum? Sie gehörten selbst zur Brüdergemeine. Es wurde nämlich im Juni hier eine Synode, eine Kirchenversammlung abgehalten, und zu dieser waren Bischöfe und Prediger der Brüdergemeine aus allen Teilen der Welt zusammengekommen, aus Deutschland, aus England, aus den Vereinigten Staaten und von den verschiedensten Missionsfeldern, nämlich von West-


Bischof Müller aus Nord-Amerika.

indien, Suriname, Nicaragua, von Süd- und Deutsch-Ost-Afrika, sowie vom Himalayagebirge im Innern Asiens.

Zwei Bischöfe, welche die Kinder lieb haben.

Zwei dieser Bischöfe zeigen sich Euch im Bilde. Es sind dies die aus Nordamerika herübergekommenen Bischöfe E. Rondthaler und Karl Müller.

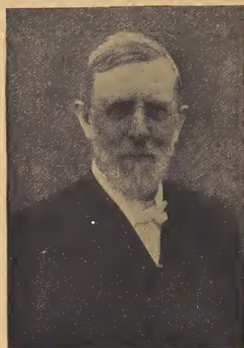
Warum zeigen wir Euch grade deren Bilder? Weil diese Brüder eine ganz besondere Liebe für Kinder an den Tag gelegt haben. Sie haben gleich von Anfang der Synode an gefragt: Wie kommt man am schnellsten nach Niesky und Kleinwelka? Und warum fragten sie das? Weil dort so sehr viel Kinder wohnen. Niesky ist die Schulstadt der Brüdergemeine. Da gibt es ein Pädagogium oder Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine Mädchen-Erziehungsanstalt, zwei Volksschulen und dort findet sich auch das Missionsseminar der Brüdergemeine, in dem unsere deutschen Missionare ausgebildet werden.

Und nun gar Kleinwelka! Dort haben wir unsere beiden großen Erziehungsanstalten für die Kinder unserer Missionare: Die Knabenanstalt in ihrem stattlichen neuen Heim und die Mädchenanstalt, die in mehreren mit einander verbundenen Häusern untergebracht ist.

Beide Bischöfe im Verein mit anderen Mitgliedern der Synode haben Niesky sowohl wie Kleinwelka besucht.

Unseren Br. Rondthaler, der zum vierten Male einer Synode in Herrnhut beiwohnte und jedesmal die Kinderscharen an diesen Orten mit einem Besuch beehrt hat, zog sein Herz diesmal ganz besonders zu diesen Kindern. Und er hat mit ihnen gradezu Feste gefeiert. In Niesky wurde ein Kinderfest nach der Sitte der Brüdergemeine begangen. Sofort war Br. Rondthaler da und hielt den Kindern mehrere tief eindringliche Ansprachen. Und den Missionskindern wollte er etwas ganz Besonderes antun. Darum ließ er ihnen Kaffee bereiten und etwas Zubiß verabreichen; und so hielt er mit ihnen ein schönes Liebesmahl. Und da er dabei schöne, ernste und heitere Worte an die Kinder gerichtet hat, werden sie dieses Tages in ihrem Leben kaum vergessen können.

Wir aber danken den lieben Synodalen allen für alle Liebe, die sie den Kindern, zumal den Kindern unserer Missionare, erwiesen haben und wollen uns dadurch anregen lassen, dieser wie aller unserer Kinder auch im Gebet zu gedenken, damit sie das höchste Ziel der Lebensschule erreichen: zu Christo geführt werden!


Bischof Rondthaler aus Nord-Amerika.

Was ein Knabe für die Mission gesät und geerntet hat.

Soeben kommt mir ein reizender Brief in die Hände, aus dem ich Euch dies und das erzählen muß. Denn darin ist von einem lieben Burschen die Rede, der sich warm für die Mission interessiert. Mit großer Freude begrüßte er eine ihm persönlich zugegangene Sendung von Missionsblättern und Photographieen von Heidenkindern. Mit großen, andächtigen Augen hört er von dem Leben und Wirken der Missionare, und rührend ist es, wie er allabendlich die Missionare in sein Gebet einschließt und den lieben Gott bittet, er möge die wilden Tiere immer weniger werden lassen und recht, recht viele Heiden zu Christen machen.

Ein prächtiger Gedanke entsprang kürzlich den Köpfen dieses Knaben und seiner Schwester: Wie wär's, wir veranstalteten einen Bazar zum Besten der Mission? Gedacht, getan. Der Wäschplatz ward zum Schauplatz der Festlichkeit gewählt. Dort wurde eine Ehrenpforte, eine Kaffeebude u. a. m. errichtet. Schilf und Kalmus aus dem nahen See dienten zur schmucken



Denkstein im Walde bei Herrnhut.



Wohnhäuser der Missionsdirektion und der Direktion der Deutschen Brüdergemeine in Berthelsdorf.

Umhüllung der Wäschpfähle. In einer von Trauerweiden gebildeten großen Laube fand auf drei Tischen der Verkauf statt. Angeboten wurden zum Kauf größtenteils Lebensmittel, welche die Mutter des Knaben geschenkt hatte: Kaffee, Zucker u. dergl. Daneben auch Papier- und Galanterie-Waren. Die geladenen Gäste kamen. An vier Tischen wurden sie mit Schokolade und Kuchen umsonst bewirtet. Dann stieg das Mädchen auf einen Tisch und deklamierte das schöne Missionsgedicht: Von Grönlands Eisgestaden.

Daraufhin wurde ein „Raritätenkabinet" eröffnet, ein Raum, in dem allerhand merkwürdige Arbeiten gezeigt werden sollten. Wer sie sehen wollte, mußte ein Eintrittsgeld entrichten. Alle nahmen solche Eintrittskarten und durften nun hinter zwei großen spanischen Wänden allerhand Wunderdinge sehen und hören. Da stand zunächst der Bursche, von dem wir reden, selbst, in urkomischer Gewandung. Das Gesicht bemalt, die Augen mit zwei Hornbrillen und einem Monocle (einer Brille für ein Auge) bewaffnet, und der Körper gehüllt in Capes und Laken, geschmückt mit Bändern, Sporen und was weiß ich noch. So entnahm er aus einem Reisekorb seine ungezählten seltenen Dinge: den Stein, mit dem David den Goliath bewältigt haben und eine Kinderpfeife, die aus des alten Fritzen Tabakskollegium stammen sollte u. dergl. Zuletzt ergoß sich aus einer Kanne das Wasser Salef, in dem Friedrich Barbarossa durch Ertrinken sein Leben einbüßte. — Kein Wunder, daß der Bursch großen Beifall erntete, denn er hatte tagelang über diesen originellen Ideen gebrütet.

Und nun erst ging es an die Verkaufstische. Die dort zusammen gestellten Gegenstände verschwanden unerwartet schnell.

Wieder erscholl die Stimme des Knaben. Jetzt lud er zum Eintritt in eine neue Bude ein. An den wieder zusammengeschobenen spanischen Wänden stand zu lesen: „Hochinteressant!" „Belehrend," „Gratis" u. s. w. Mit Spannung erwarteten die Eintretenden der Dinge, die da kommen sollten. Doch zunächst fand man innen nichts. Endlich hieß es: die verbreitetste Untugend sei die Neugierde. Doch wohl nur von diesen hätten sich alle die treiben lassen, die Eintritt begehrt hätten; zumal der Eintritt umsonst gestattet war. Darum sei nun der Austritt nur gegen Entrichtung von 10 Pfennig möglich. Lachend wurde das Verlangte geopfert.

Noch waren die Veranstaltungen des Nachmittags nicht zu Ende. Eine Schießbude gab es noch und ein „kaltes Büffet", bei dem sich jeder, dem danach gelüstete, Weingelee, Obstkuchen und Zitronenlimonade erstehen konnte. Nur 5 Pfennig wurde für jede dieser Stärkungen berechnet.

Die bei solchen Festlichkeiten unerläßliche Musik lieferte ein Grammophon.

Alles in allem verlief der Bazar sehr befriedigend und nett. Besonders beglückt aber war unser lieber kleiner Freund, als er aus Zählen der Kasse gehen konnte und der Inhalt der Büchse alle Erwartungen übertraf. Ich glaube, es waren über 46 Mark. Und das war ein Zeichen von dem nicht geringen Interesse, das die lieben Leute an der Mission und zwar an der Mission der Brüdergemeine nehmen.

O, wenn es noch viele, viele Freunde, Erwachsene und Kinder gäbe, welche eben solchen Eifer für unsere Herrnhuter Mission an den Tag legten! Denn diese Mission schließt ihre letzte Jahresrechnung ab mit einer Mehrausgabe von 302000 Mk.!!

Die Jugend eines Sklaven.

„Ich bin als ein Sklavenkind auf einer Pflanzung in Virginien geboren. Ort und Datum meiner Geburt weiß ich nicht genau anzugeben. Es muß in der Nähe der Poststation Hala's Ford im Jahre 1858 oder 1859 gewesen sein; im dortigen Sklavenquartier." So beginnt der rührende Lebenslauf eines Sklavenkindes, das später den Namen Booker Washington (Buker Waschington) annahm, ein freier Mann wurde und mehrere Institute zur Ausbildung anderer Neger der Vereinigten Staaten Nordamerikas gegründet hat, die heute zu einer großartigen Blüte herangereift sind.

Seine erste Wohnung war eine Blockhütte von 4 zu 4½ Meter Raumfläche. Dort wohnte er mit seiner Mutter, die Köchin für die ganze Plantage war. Scheiben hatten die Fensterlöcher nicht; daher war es heiß oder kalt im Raum, gerade so wie draußen im Freien. Eine Diele fehlte auch, die nackte Erde diente als Fußboden. In der Mitte befand sich ein großes Loch, in dem im Winter die süßen Bataten aufbewahrt wurden, deren Knollen Booker briet und mit Genuß verspeiste. Einen Kochherd gab es nicht. Die Mutter kochte für Weiße und Sklaven auf dem offenen Feuer in Töpfen und Pfannen.

Um die Erziehung des Knaben konnte sich die Mutter wenig kümmern. Nur am Morgen und am Abend erhaschte sie einige Augenblicke für die Pflege ihrer Kinder. In einem Bett schlief der Bursche nicht, mit seinem älteren Bruder und seiner Schwester lag er auf einem Bündel schmutziger Lumpen. Gespielt hat Booker auch nie. Soweit seine Erinnerung zurückreicht, hat er jeden Tag seines Lebens gearbeitet. Er mußte die Höfe reinigen, den Männern Wasser zutragen oder Korn zur Mühle bringen. Den schweren Sack 4½ Kilometer weit zu schleppen, war schon für das Pferdchen keine Kleinigkeit. Und nun saß der Bursche mit drauf und wenn der Sack rutschte, rutschte er mit hinunter; und da er zu schwach war, ihn allein wieder aufzuladen, mußte er oft stundenlang warten, bis ihm ein Fußgänger aus der Verlegenheit half. Da war es oft Nacht, ehe er nach Hause kam. Der Weg war einsam und führte durch Wald; der Bursche fürchtete sich daher und weinte. Man hatte ihm auch gesagt: „Wenn ein Negerjunge von einem Manne im Walde ergriffen würde, würde dieser ihm die Ohren abschneiden." Und Prügel erwarteten den Armen, wenn er daheim ankam.

Seine Kleidung bestand aus grobem Flachstuch; seine Schuhe waren laut dröhnende Holzpantoffeln.

Unterricht erhielt Booker, solange er Sklave blieb, nicht. Begleitete er seine junge Herrin zur Schule und sah die Knaben und Mädchen bei der Arbeit, so hatte er einen tiefen Eindruck davon und das Gefühl, in einem solchen Schulhaus sitzen und lernen zu dürfen, das müsse ungefähr so sein, als wenn man ins Paradies käme. —

Noch etwas aus der Welt der Zahlen.

Je einfacher und ursprünglicher die Lebensbedingungen und Bedürfnisse eines Volkes sind, desto weniger bedarf es großer Zahlen. Viele Australneger und Botokuden sollen nicht einmal bis drei zählen, sie kennen die Zahl eins, aber zwei und drei unterscheiden sie schon nicht mehr. Statt größerer Zahlen sagen sie einfach „viel."

In der Bibel findet Ihr (Offbg. 7) das Wort: Tausend mal tausend (Engel) dieneten ihm (dem Herrn) und 10000 mal 10000 standen vor ihm. Warum sagt Dr. Luther bei der Uebersetzung nicht statt tausend mal tausend „eine Million"? Erstens wohl, weil ihm tausend mal tausend dichterisch schöner klang, dann aber, weil das Wort „Million" erst viel später allgemein benützt worden ist. Es soll sich zum erstenmal im Jahre 1362 (also nicht früher) finden. Der große Rechner Adam Riese aber, der zu Luthers Zeit lebte, gebrauchte es noch nicht, sondern sagte dafür tausend mal tausend.

Für die lieben Markensammler!

Einen herzlichen Dank all' den eifrigen Markensammlern, die bis zum 31. Juli in so erfreulicher Weise ihre Beiträge übersandten! Bei der großen Menge der Namen jeden einzelnen hier anzuführen, ist heut noch nicht möglich. Auch sind mir garnicht die Namen aller Absender bekannt geworden. Doch bitte ich, daß sich die lieben Freunde unserer Mission nicht dadurch abschrecken lassen, sondern von jetzt ab recht eifrig weitersammeln möchten! Bitte jährlich vielleicht einmal die gesammelten Marken an die alte Adresse: „Walter Croeger, Kleinwelka, Sachsen" zu senden! Die Anzahl und der Erlös der Marken wird stets hier mitgeteilt werden. Ich hoffe auch einmal die Namen alle nennen zu können. W. C.

Rätsel.

Die erste Silbe trinkt man gern,
Das Ganze aber ißt man gern.
Wenn die Erste von der Letzten geboren,
Dann gehen die Letzten für immer verloren,
Als Eltern der Ersten sind sie zu betrachten.
Wer wollte sie wegen des Kindes nicht achten?
Das Kindlein erfreut ja jedermanns Herz
Bei frohen Gelagen, bei Tafel, bei Scherz.

R. in B.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1909. 10. Jahrgang.

Gefahrvolle Seereise im Moskitolande.

Von Sharon nach Bluefields und zurück.

Von Br. Fr. Schramm.

1. Einleitung.

Meine Familie brachte ich gestern nach Karawalla zur Erholung. Zwei unserer Kinder hatten reichlich zwei Wochen starkes Malariafieber und sind ziemlich schmal und schwach geworden. Ich hoffe, daß die frische Luft in Karawalla allen gut tun wird. Ich lebe derweilen als Einsiedler in Sharon. Gestern Nachmittag kam ich in einer Pitpan, einem Boot, nach Rio Grande. Ein Kreole und ich paddelten so schnell wir konnten, und in einer Stunde waren wir schon in Rio Grande oder Great River. Am Abend hielt ich Gebetsversammlung, zu der eine ganze Anzahl Leute kamen. Heute Morgen nun gedachte ich auf meinem Pferde „Hans", das ich einem Jamaikamann in Obhut gegeben hatte, am Strande nach Sharon zurück zu reiten. Da kommt der Mann heute früh und meldet, daß jemand (vielleicht ein Indianer, der zu solchen Streichen sehr gut fähig ist) den Strick zerschnitten hat, mit dem das Tier angebunden war, jedenfalls daß dieser Strick zerrissen ist. Tatsächlich ist der Hans auf und davon nach Sharon. So sitze ich nun hier und warte auf meinen Gaul. Wenn er nicht bald kommt, muß ich zu Fuß am Seestrand entlang nach Sharon wandern. Doch will ich nicht die Wartezeit mit Nichtstun vergeuden, sondern einige Zeilen an Euch schreiben und zwar über meine Reise nach Bluefields vor einigen Wochen.

2. Fahrt nach Bluefields.

Ich fuhr in der „Lark" (Lerche), die auch eine Gasolin-Maschine hat, nach Bluefields. Warum das Boot, ein Zweimast-Schooner, „Lerche" heißt, weiß ich nicht. Ich fand gar nichts auf dem Schooner, was auch nur im geringsten an unsere Lerche erinnern könnte. Im Gegenteil. Ein Seemann und ich sangen zwar wie die Lerche, auch schaukelte unser Schiff, als ob eine Lerche ihre Schwingen heben und in die Luft aufsteigen wollte, aber sonst glich nichts dem Vogel. Der Gesang des Schiffes war das Knarren der Segel und das Klappern der Töpfe in der Küche, und das Poltern eines Pferdes, das auch an Bord war, und das Pfeifen des Seemanns. Der Regen hielt an, der Wind nahm zu, und die Stöße des Schiffes waren so gewaltig, daß ich, der ich eine Zeit lang in der Küche auf einer kleinen Blechschachtel saß, bald umfiel. Bald war der Regen vorbei, und ich kroch wieder heraus aus meinem Loch und legte mich hin. Doch bald kam die Nacht, die ja niemandes Freund ist. Die Sterne schienen so klar und die Fahrt war so schön, daß ich bald einschlummerte. Aber die schöne Nachtruhe wurde bald gestört durch einen Regenguß, der mich von meinem luftigen Platz

vertrieb. Wohin sollte ich gehen? In die „Küche"? Nein, da ist der Koch und schläft. Also ich muß hinunter, dahin, wo die Kabine ist. Da aber steht die Maschine! Rechts und links von ihr sind die Betten! Schlafen kann man nicht, denn der Gasolindunst erschwert jedem, der noch nicht seekrank ist, aber schon alle Energie verloren hat, das Atmen. Ich erinnerte mich daran, daß meine Frau mir erzählte, als sie mit zwei Kindern einmal nach Bluefields fuhr, hätte sie, und zwar auf einem besseren Schiff, eben auch dort „unten im Loch" gelegen. Da sei der Kapitän von Zeit zu Zeit gekommen und habe den Puls der kleinen Herta gefühlt, denn er dachte, sie wäre tot, da ein schwerer, bleierner Schlaf — wohl verursacht durch den Dunst des Gasolins — das Kind wie tot erscheinen ließ. Aber auch diese Nacht ging vorüber und wir erreichten die Bluff, das Vorgebirge bei Bluefields, und von da brachte uns eine Schaluppe nach Bluefields. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt dort rüstete ich zur Heimfahrt.



Die Meta, unser früheres Missionsschiff in Moskito.

3. Die Rückreise und die Gefahr.

Geschwister Palmer, die nach Wasla berufen worden waren, waren in meiner Gesellschaft. Um zwei Uhr verließen wir die Stadt, um nach der Bluff zu fahren, und um fünf Uhr stachen wir von dort in See. Diese war ganz glatt. Schw. Palmer wurde bald seekrank, ebenso die Kinder. Gegen elf Uhr in der Nacht machten wir Halt in der Nähe der Pearl-key-point, wo wir ankerten. Der Kapitän unseres Schiffes sagte nämlich, daß es bald anfangen würde, stark zu blasen und wir darum an dem geschützten Ort bis zum Morgen warten müßten. Gegen vier Uhr aber fuhren wir weiter. Die See war mittlerweile wilder geworden. Unser Schiff rollte entsetzlich. Auf einmal — der Kapitän war am Steuer und wir alle lagen oben auf dem Kabinenhaus — kam eine große See und das Schiff neigte sich auf die linke Seite so sehr, daß es beinahe kenterte und wir fast über Bord geworfen worden wären. Ich beobachtete die Augen des Kapitäns und merkte bald, daß wir uns in großer Gefahr befanden. Ich sah auch, wie das Schiff auf der Seite, auf die es sich geneigt hatte, verharrte und viele Leute von der linken nach der rechten Seite sprangen. Der Kapitän drehte das Steuerrad in großer Eile und ließ das Schiff direkter gegen den Wind gehen, nach Osten zu und dann nach Süd-Osten, um in der Nähe der kleinen Inseln im ruhigen Wasser Schutz zu suchen. Um's Haar hätten wir unser Leben eingebüßt. Und warum? In diesem Land ist man sehr wenig auf das Wohl der Menschen bedacht. Das Schiff war einfach überladen! Es trug nach Angabe des Kapitäns 18 Tonnen und außerdem 26 Passagiere. Überdies hatte man, weil die Schiffe Maschinen bekommen haben und nicht mehr als Segelschiffe gehen, die Centre-boards — ein schweres Brett, das in der Mitte des Schiffes tief ins Wasser herabgelassen wird, um das Segeln bei schlechtem Wind zu erleichtern und um dem Schiffe mehr Festigkeit zu geben — herausgenommen! Dadurch war die Gefahr des Kenterns vermehrt. Als wir im Bereich der vielen kleinen Inseln angekommen waren, wurde so nahe als möglich bei einer der Inseln Anker geworfen. Es war Sonntag früh gegen halb zehn Uhr. Wir gingen ans Land und besuchten einen Mann (Britain mit Namen), der dort eine kleine Hütte bewohnt. Die Hütte, die sehr einfach und wackelig war, maß ungefähr vier Meter in der Länge, drei Meter in der Breite und zweieinhalb Meter in der Höhe. Bedeckt war sie mit Blättern, die zwei Türen bestanden aus Zinkblechstücken, die angelehnt waren. Daneben stand die „Küche", nämlich eine noch kleinere und ärmlichere Hütte, die uns Brüdern nun bald als Schlafstätte dienen sollte. Noch badeten wir beiden in dem grünlich blauen Wasser, doch mußte man sich in acht nehmen, da es

viele spitze Steine gab und die Flut einen unbarmherzig auf die Steine warf. Um zwölf Uhr kam der Koch des Schiffes und brachte uns das Mittagessen, hier Frühstück genannt. Als Tisch, auf dem die Speisen stehen konnten, benutzten wir ein altes Faß mit einem Brett darüber. Als Sitzplatz dienten uns Bretter, die auf der Erde lagen. Das Essen mundete uns vortrefflich. Gegen fünf Uhr nachmittags fuhren wir nach unserm Schiff, machten unsere Plätze oben auf dem Kabinendach unter einem Zelt zurecht und aßen nun das eigentliche Mittagessen. Der Kapitän schien in Eile zu sein, denn die Maschine arbeitete wieder und wir fuhren ab. Aber, aber, weit kamen wir nicht: Bald saßen wir auf einem Felsen fest. Der Kapitän meinte: weil die Sonne sich hinter den Wolken versteckt hätte, deshalb hätte er die Felsen nicht sehen können; denn die Wolke verursachte einen Schatten auch auf dem Wasser. Ein großes Seil wurde festgebunden und das andere Ende mit einem Anker im Boot weit hinausgefahren und ins Wasser geworfen. Nun galt es zu ziehen an dem Seil. Alle Männer, Amerikaner, Moskito-Indianer, die Mannschaft, Kreolen und wir zogen. Eine Ausnahme machten nur einige bequeme Nikaraguaner, die dabei standen und nicht mit anfaßten, oder wenn sie anfaßten, taten, als wenn sie einen Federhalter in der Hand hätten. Wir zogen aus Leibeskräften, meine Hände waren bald wund und brannten wie Feuer, doch in der Gefahr wurde nicht darnach gefragt, und unter Rufen wie „Hepa“, „Hay“ und unter Flüchen einiger Amerikaner zogen wir, aber — alles umsonst! Es wurde ein zweiter Anker in einem Boot hinausgefahren. Aber was geschieht: beim Hinauswerfen ins Wasser schlug das Boot um und alle Leute fielen ins Wasser. Sie mußten dann schwimmen, um wieder aufs Schiff zu kommen. Wohl über anderhalb Stunden hatten wir gearbeitet, und schon brach die Nacht herein. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich, plötzlich peitschte der Regen von der Seite auf uns, sogar unter das Zeltdach, daß die armen Kinder und Schw. Palmer mit dem Regenschirm in der Hand ganz durchnäßt wurden. Das Schlimmste war, daß wir noch immer auf dem Felsen saßen und den Stoß des Wassers regelmäßig hörten. Das Schiff mußte entlastet werden. Im Dunkel der Nacht schafften ein paar Seeleute mehrere Güter (Petroleum und andere Sachen), die für die Missionsstationen bestimmt waren, auf die nächste Insel. Noch goß der Regen in Strömen und immer wurde das Schiff erschüttert durch die Wellen, die ja zum Glück hier nicht groß waren. Der dumpfe Stoß ließ uns vernehmen, daß wir immer noch auf dem Felsen festsaßen. Hätte der Kapitän auf den hier wohnenden und ortskundigen Herrn Britain gehört, so wären wir kaum aufgefahren.

4. Obdach auf einer Insel.

Nachdem der Regen nachgelassen, gingen wir, Geschwister Palmer und ich, wieder gegen acht Uhr im Boot auf die Insel zurück und baten Frau Britain, ob sie nicht so freundlich sein wollte, uns für die Nacht Obdach zu geben. Denn auf dem Schiff zu bleiben mit den drei Kindern und einem Dienstmädchen in der Gesellschaft der Nikaraguaner war nicht gerade ratsam. Schw. Palmer, die Kinder und das Mädchen machten ihr Lager in der größeren Hütte zurecht, und wir zwei Brüder schlugen unser Obdach in der „Küche“, wo man kaum stehen konnte, auf. Mehrere Bretter und Brettchen legten wir auf die Erde und darauf eine wollene Reisedecke, und dann befahlen wir uns dem Schutze unseres himmlischen Vaters. Als wir lagen, sangen wir noch Sankeylieder. Dann schliefen wir ein. Die Nacht war einfach schauderhaft. Sturm und Regen! Die „Küche“ wackelte nur so! Sonntag, den 9. September, wachten wir mit dankbarem Herzen gegen den Herrn auf. Nach dem Morgensegen gingen wir baden. Gegen acht Uhr wurde Zinkblech und Bauholz abgeladen und hier gelassen, bis ein anderes Schiff, das vorbeifährt, alles mitnehmen kann. Wieder kam Regen. Doch Gott sei Dank, das Schiff war vom Felsen los. Zwischen neun und zehn Uhr gingen wir aufs Schiff, hungrig wie die Bären. Nach zehn Uhr aßen wir unser Frühstück, hartgekochte Eier und Tee, da kein Brot mehr da war. Gegen elf Uhr fand das eigentliche Frühstück statt, bestehend aus schlechten Kartoffeln, weißen Bohnen, Gemüse, Makkaroni und Fisch. Das klingt schön, es ist aber nicht leicht, wenn man mit Leuten reisen muß, die alles zuerst haben wollen. Ich saß dem Essen am nächsten — oben auf dem Kabinendach — und reichte das Essen herum, da konnte man sehen, wie die Habgierigen, nämlich



Pitpan, das Reiseboot in Moskito.

die unverschämten, halbzivilisierten Spanier alles wegaßen und auch die besten Plätze auf dem Schiff wegnahmen. Doch darüber schweigt man lieber. Wir

fuhren nun in der rechten Richtung und waren bald auf hoher See, die ziemlich wild war. Am Nachmittag erreichten wir glücklich Great River, und ich war froh, bald daheim zu sein, während ich die Geschwister Palmer bedauerte, die noch eine lange Reise hatten bis nach dem Kap Gracias a Dios, 150 Meilen noch.

Wie gut ist es, wenn in der Heimat immer und immer wieder das Gebet emporgeschickt wird:

Unsere Reisenden zu Land und See segne und behüte!

Die gute Botschaft auf der Eisenbahn.

Indien hat jetzt auch Eisenbahnen, und wenn früher Leute meinten, der Hindu klebe so an den alten Wegen, daß er sich keiner Eisenbahn bedienen werde, so ists jetzt bewiesen, daß er sehr gern sich vom Dampf ziehen läßt. „Aber", hieß es, „wie wird es mit der Kaste sein?" Werden Brahmanen (Priester) mit Parias (arme Leute) in denselben Wagen einsteigen und friedlich beisammen sitzen? Nun, das hat sich auch gemacht. Wer nicht reich genug ist, um zweiter Klasse zu fahren, ergibt sich darein, bei andern gemeinen Leuten zu sitzen, und die gar Niedrigen sind bescheiden genug, sich aus der Nähe der Hochgeborenen etwas zurückzuziehen.

Ich führe dich nun in einen solchen Wagen, gesteckt voll brauner Gesichter, hellbraune sind nur wenige darunter, wohl aber ziemlich viel schwarzbraune; fast alle mit weißen Gewändern und roten Turbanen angetan, doch stechen daraus etliche bunte Röcke und ein paar grauwollene Teppiche der Armen hervor. Es ist heute ein Fest im nahen Krischnapur; darum wimmelts von Leuten.

Da sitzt ein Graukopf aus Bengalen, der hat einen ziemlich großen Holzschnitt vor sich. Ein Festpilger, der neben ihm sitzt, wird aufmerksam und schaut auch das Bild an. Es stellt eine Reihe großer Häuser vor und am Ende der Straße ragt ein hoher Turm empor; die Aussicht geht auf einen Fluß, der Dampfer und Boote trägt.

„Was bedeutet denn das Bild?" fragt der Pilger, worauf der Alte es ihm hinreicht und sagt: „Es ist eine Ansicht von London, der größten Stadt auf der Welt."

„Und dies große Haus ist gewiß der Palast unserer Kaisar i Hind (Kaiserin von Indien)?"

„Doch nicht," antwortet der Bengali. „Das sind die Parlamentshäuser, wo die Räte unserer Kaiserin zusammensitzen, um Gesetze für das ganze Reich zu machen."

„London muß doch ein wundervoller Ort sein. Wer das nur einmal sehen könnte!"

„Ich habe es gesehen," sagte der Bengali.

Sogleich richteten sich alle Augen auf ihn. Da und dorther flogen Fragen herüber, an den Alten gerichtet, der durch das weite schwarze Wasser gefahren war und alle Herrlichkeiten der Weltstadt in Augenschein genommen hatte. „Ist London wirklich so groß, wie die Leute sagen?" erkundigte sich ein pfiffiger Bania (Kaufmann).

„So groß, daß, wenn man Kalkutta, Madras und Bombay zusammenbringen könnte, nur eine halb so große Stadt herauskommen würde."

„Wah, wah," riefen die staunenden Pilger aus.

„London hat mehr als drei Millionen Einwohner. Man hat berechnet, daß alle fünf Minuten ein neuer Londoner auf die Welt kommt."

„Wah, wah," erscholl wieder von allen Bänken. Ein Spaßvogel meinte lächelnd: „Jetzt wundert es mich nicht mehr, daß so manche von ihnen nach Indien kommen; sie werden froh sein, einen Platz zu finden, wo man sich auch noch umdrehen kann."

Ein Goldschmied fragte: „Gibt es viel Schätze dort?"

„Schätze, die sich nicht zählen lassen!"

„Dann umgibt gewiß eine hohe Mauer alle die Häuser und Straßen, um jeden Feind abzuhalten?"

„London braucht keine Mauer, wohnen doch viele tapfere Männer darin, die sich vor keinem auswärtigen Feinde fürchten," sagte der Bengali.

„Da werden alle Bürger der Stadt sehr glücklich sein?" fragte der Bania. Der Bengali schüttelte traurig seinen grauen Kopf und erwiderte: „Ach nein, in London ist viel Elend beisammen, viele Arme und Kranke und wie viele Traurige. Es gibt eben einen Feind, den keine Mauern, kein Reichtum, keine mutigen Männern mit Schwertern und Kanonen fern halten können. Die Kaiserin regiert ja über Hunderte von Millionen, aber ihre Heere haben den Tod von ihrem Wohnsitz noch nicht abtreiben können."

„Wenn ihr einmal in London waret, so wundert es mich, warum ihr es doch wieder verließet. Es muß doch was großes sein, ein Bürger einer solchen Stadt zu werden," sagte der Bania. (Fortsetzung folgt.)

Biblische Rätselfrage.

Gott ernähret selbst die Raben,
Wie uns Jesus das gesagt.
Aber einem Manne haben
Raben Brot und Fleisch gebracht.
Das ist ein Prophet gewesen.
Sagt, wo kann man beides lesen?

Th. v. C.

M. 58.60 konnten wir als Erlös von gesammelten Stanniol für die Missionsschuld bei der Missionskasse abliefern.

Nochmals allen Sammlern herzlichen Dank mit der Bitte um weitere Hilfe.

Die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1909. 10. Jahrgang.

Heiße Weihnachtsfeiern
am Sonntagsfluß in Südafrika.

„Sonntagsfluß" — ist das nicht schon ein verheißungsvoller Name? Gibt es Sonntagskinder, so kann es auch Sonntagsflüsse geben. Von beiden aber möchte man erwarten, daß sie ihrem Namen Ehre machen. Heut jedenfalls können wir etwas Schönes vom Sonntagsfluß und seinen Anwohnern berichten.

Doch zunächst: Wo haben wir diesen Fluß zu suchen? Wenn ihr im neuen Atlas die Karte von Südafrika aufschlagt, dann fällt euer Auge unschwer auf die Stadt Port Elisabeth. In deren Nähe liegt die Missionsstation der Brüdergemeine Enon, und nicht weit von ihr fließt der Sonntagsfluß. Etembeni, Elindele und Versaba sind die Namen dreier Ortschaften an diesem Fluß. In ihnen wohnen Kaffern. Diese besuchte Br. Chleboun von Enon aus.

1. Die Feier in Elindele.

Es war im Jahre 1899, als diesem Bruder von Herrnhut ein künstlicher Christbaum geschickt worden war, damit er ihn bei seinen Weihnachtsfeiern mit den Kaffern benützte. Zunächst zog er mit dem allerliebsten Bäumchen und seinem glänzenden Schmuck nach dem Ort Elindele. Er hatte auch kleine Geschenke mitgenommen und wollte ein „Liebesmahl", eine gottesdienstliche Feier mit dem Genuß von Tee und einfachem Gebäck, abhalten, um die Weihnachtsfreude zu erhöhen. Aber leider sollte nicht alles so glatt und fröhlich verlaufen, wie unser Bruder es sich ausgemalt hatte. Der Kaffernstamm, der dort wohnt, zeigte sich von jeher für alles Göttliche sehr unzugänglich und unempfänglich. Ein Kaffer hatte einmal gesagt: „So lange die Erde steht, werden wir uns nicht ändern." Und der Häuptling, ein erbitterter Feind des Wortes Gottes, war sogar von Kraal zu Kraal, von Hütte zu Hütte gegangen und hatte die Kaffern überredet, von der Weihnachtsfeier fern zu bleiben. War das nicht häßlich?

Nun baute der Missionar seine Sachen auf und schmückte den Christbaum. Und er freute sich schon, wenn er daran dachte, was für einen Eindruck der Lichterglanz und die Gaben auf die Kaffern machen würden. Die Stunde der Feier rückte heran. Ach aber, da kamen von Erwachsenen nur acht Männer und Frauen zusammen! Ein Glück nur, daß die Schulkinder vollständig erschienen, und das waren doch 41 Kinder.

Die Lichter wurden angezündet, und das bescheidene Kirchlein erstrahlte im schönsten Glanz. Und nun zogen erst die Kinder und dann die Alten in schöner Ordnung hinein. Welche Bewunderung und welches Erstaunen las man auf ihren Gesichtern! Einige von den Kindern, die zuerst in die Kirche eingetreten waren, wurden so ergriffen, daß sie vor dem Christbaum niederknieten und gar nicht recht



Reisewagen in Südafrika.

wagten, die ganze Herrlichkeit bis oben hin zu überschauen. Aber auch die Alten haben noch lange von der Feier gesprochen, denn sie hatten so etwas „noch nie gesehen.“ Und sie waren nun auch zugänglich und ließen sich erklären, was der Baum bedeutet und ließen sich durch die Ansprachen nach Bethlehem führen, um zu hören, daß der Heiland auch für sie geboren sei.

Da — was ist das? Br. Chleboun muß mitten im Satz abbrechen. Er stürzt auf den Christbaum zu, als wenn er ihn umreißen wollte. Was war geschehen? Die Lichter bogen sich zur Seite, ja einige waren schon so tief geneigt, daß ein Ast Feuer gefangen hatte. Wenn man nicht schnell geblasen, gepustet und zugegriffen hätte, wäre bald der ganze schmucke Baum ein Raub der Flammen geworden und die Feier hätte einen kläglichen Abschluß gefunden. Wie aber kam es, daß die Lichter sich bogen? Die große Hitze hatte sie weich gemacht. Denn, wenn es schon in unseren deutschen Weihnachtsstuben warm wird, so ist dies vollends in Afrika der Fall, wo das Weihnachtsfest bekanntlich in den heißesten Sommer fällt.

Doch das störte die Feier nicht. Im Gegenteil: An diesem Vorgang konnte der Missionar nur noch besser veranschaulichen, wie weich und gefügig die Menschenherzen werden müßten, wenn sie sich dem Heilande ganz ergeben wollten. Auch in der Predigt am folgenden Tag merkte man es den Leutchen an, wie empfänglich ihre Herzen durch die Weihnachtsfeier geworden waren.

2. Die Feier in Etembeni.

Am ersten Weihnachtsfeiertag mußte der Christbaum und der Schmuck wieder eingepackt und reisefertig gemacht werden. Nun ging's noch nach Etembeni. Dort sollte die Feier am schönsten ausfallen. Aber die Hitze! Die war freilich noch entsetzlicher als in Elindele. Schon um 9 Uhr morgens zeigte das Thermometer 39 ° R im Schatten. Ein Glutwind wehte dem Missionar auf dem Wege entgegen, sodaß er die Augen gar nicht offen halten konnte. Selbst seine Taschenuhr in der Westentasche, die der Sonne ausgesetzt gewesen war, war so heiß geworden, daß man sie kaum halten konnte. Die armen Christbaumlichter! Wie werden die heut aussehen!

Schon bei der Ankunft des Missionars war das Etembenier Kirchlein fast gefüllt. Schon der Kühlung wegen, die der Schatten der Kirche bot, hatten die Leute zeitig Platz genommen. Der Christbaum wurde wieder aufgebaut. Dann folgte eine Predigt und eine nachträgliche Christnachtsfeier. Zwar ging es hier nicht an, die fast butterweich gewordenen Christbaumlichter länger als 3 oder 5 Minuten leuchten zu lassen, sie bogen sich beständig wieder um, aber es genügte schon das. Der Baum selbst mit seinem Schmuck bot Überraschung genug und entzückte alt und jung. Glück und kindliche Freude strahlte allen vom Angesicht. Und immer wieder trugen sie Gruß und Dank an diejenigen auf, die den Baum geschickt hatten.

Das Schönste an der Feier war das ergreifende Gebet eines älteren Mannes, der noch Heide war. Mit einer Inbrunst, ja mit einer Weihe trug er Dank und Bitte und Fürbitte dem Herrn vor, klagte über seine und seiner heidnischen Stammesgenossen Not und Armut und flehte um Hilfe. Gottlob, so hieß es im Herzen des Missionars, gibt es auch christliche Heiden. Und der Mann ist ein Jahr darauf an den Tauftisch getreten und wurde ein ernstes Mitglied der christlichen Gemeine.

Das war die schönste Wirkung jener heißen Weihnachtsfeiern am Sonntagsfluß.

Möchten wir alle durch das kommende Christfest ebenso ergriffen werden und uns aufs neue zum Heiland hinführen lassen!

Die gute Botschaft auf der Eisenbahn.
(Schluß.)

„Ich bin aber Bürger einer schöneren Stadt als London," erklärte der Bengali. „Die Bürger von London sind noch der Sünde, dem Schmerz und dem Tod unterworfen, aber in jener Stadt, zu der ich gehöre, haben Sünde, Schmerz und Tod keinen Eingang."

„So ist sie schöner als London?" fragte der Pilger.

„London ist meist aus Backsteinen gebaut und sieht größtenteils wie eine Wüste von Häusern aus, staubig und rauchig. Aber höret einmal, was von meiner herrlichen Stadt geschrieben steht (damit zog der Graukopf ein Buch aus seinem Säcklein und las): Ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis. Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis, und die Stadt von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase. Und die Gründe der Mauern waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen."

„Wie, Bruder," rief der Pilger, „und du bist wirklich Bürger einer solchen Stadt? Ich würde wohl tausend Stunden weit gehen, nur um solche Herrlichkeit zu beschauen."

„Der Bengali erzählt dir Lügen," warf der Bania dazwischen; „es gibt keine solche Stadt auf der Erde."

„Ihre Beschreibung steht im Wort der Wahrheit," sagte der Bengali und legte seine Hand auf das Bibelbuch. „Und, Bruder, ich muß dir sagen: es ist nicht einer hier, der nicht, wenn er will, Bürger dieser herrlichen Heimstätte werden und darin ein Haus haben könnte, dem gegenüber das Tadsch*) nur ein Stall ist."

Alle Fahrgäste im Wagen hörten jetzt aufmerksam zu. Einige dachten, der arme Alte müsse verrückt sein, andere aber, er rede von Dingen, die über das Maß eines gewöhnlichen Verstandes hinausgehen. Nun fragte der Bania, ein vergnügter Weltmann: „Was gehört denn dazu, wenn wir Bürger einer solchen Stadt werden wollen?"

Der alte Bengali antwortete: „Ich will euch vorlesen, was so viele Leute verhindert, Bürger der Stadt zu werden." Und damit schlug er seine Bibel auf und las: „Es wird nicht hineingehen irgend ein Gemeines und das da Greuel tut und Lügen."

„Wenn alle ihre Bürger so gut sind," bemerkte der Goldschmied, „so wird die Stadt nicht viel Einwohner haben."

*) Das Tadsch-Mahal ist das schönste Gebäude in der mohammedanischen Welt; das Grabmal einer 1629 verstorbenen Kaiserin.

„O doch, Tausende und Abertausende, Millionen von Millionen, von Licht umstrahlt und mit Königspracht geschmückt, sind dort zu Hause."

„Aber," fragte der Pilger, „wie bist du denn Bürger der Stadt geworden? Um es so weit zu bringen, mußt du doch viel gefastet, eine Menge heiliger Stätten besucht und endlose Büßungen auf dich genommen haben."

„Nichts der Art. Ich habe das Bürgerrecht ganz einfach damit bekommen, daß ich an den König glaubte und dann, wie sich's von selbst versteht, ihm Liebe erzeigte und Gehorsam leistete."

„Ist denn ein König in eurer Stadt?" fragte der Goldschmidt; „und ist er größer als die Kaisar i Hind (= die Kaiserin von Indien)?"

„So viel größer ist er, daß die Königin Viktoria es für ihre höchste Ehre hält, eine Magd dieses Königs und eine Bürgerin seiner Stadt zu sein."

„Wer ist denn dieser gewaltige Weltherrscher?" riefen mehrere Stimmen zusammen.

„Der Herr Jesus," sagte ehrfurchtsvoll der Bengali. „Von ihm steht geschrieben in Gottes Wort: Und seines Königreichs wird kein Ende sein."

„Haha!" rief verächtlich der Bania. „Dieser Mann ist ein Karani" (ein Schreiber, wie man im Spott die indischen Christen nennt).

Sogleich fingen einige Passagiere zu spotten und zu schimpfen an; einer hieß sogar den Bengali einen Hundssohn. Der aber trug alles sehr geduldig. Als die Stille im Wagen wieder hergestellt war, fragte der Goldschmidt leise seinen Nachbar, den Christen: „Wie kann aber ein Mann, der ein Sünder ist, Bürger einer Stadt werden, in welche nichts Gemeines



Kafferknaben vor ihrer Hütte.

oder Schlechtes hineingehen wird? Sind damit nicht alle Sünder ausgeschlossen?"

„Alle Sünde ist ausgeschlossen, aber Gott Lob und Dank, nicht alle Sünder," erwiderte der Bengali, „sonst wäre ich auch ausgeschlossen. Der König dort nimmt alle an, die zu ihm kommen mit dem Glauben, daß er sie retten kann, und die sich dazu helfen lassen wollen, seinem heiligen Willen zu gehorchen. Während der Herr für uns einen Platz bereitet in seiner goldenen Stadt, bereitet er auch seine Bürger dazu, in derselben zu wohnen. Jetzt pilgern sie noch auf der Erde, und er arbeitet an ihnen, sie heilig zu machen, daß sie hernach ewig selig werden."



Jetzt hielt der Zug an der erwünschten Station, und der Goldschmidt nahm sein Bündel, um auszusteigen. Beim Abschied aber sagte er zu dem alten Bengali-Christen: „Wie wär's, wenn Ihr mir zum Andenken das Bild da gäbet!"

„O, nimm es, Bruder, und noch ein Evangelium dazu. Das zeigt dir den Weg zu meiner himmlischen Stadt!"

C. K. M.

Weihnachtsjubel. (Zum Bilde.)

Daß wir zu Weihnachten jubeln, versteht sich. Ja, daß wir schon lange vorher jubeln und jauchzen, wenn wir an Weihnachten denken, wer wollte das leugnen?

Zehnmal werden wir noch wach,
Heißa, dann ist Weihnachtstag.

So singen die Kinder in manchen Familien und auch in Anstalten, wenn der zehnte Tag vor dem Christfest herangekommen ist; mit jedem Tag, der uns näher an Weihnachten bringt, ändern sie das Anfangswort, und der Jubel wird größer. Am allerkräftigsten aber ist er, wenn der schöne Christnachtstag dann endlich, endlich wirklich da ist.

Warum ist dann der Jubel am größten? Weil die Freude so groß ist, daß sie im Herzen nicht mehr Platz hat; sie muß sich Luft machen in Wort und Gesang.

Und warum ist die Freude so groß? O, bei manchen wohl nur darum, weil die Gaben, die sie von Eltern und Verwandten erhalten, so schön sind und sie so reich machen. Und doch, nein, ich glaube, daß viele, viele fromme Kinder sich wirklich freuen über der großen Gabe, die uns der liebe Gott gesandt hat, nämlich seinen Sohn.

Seht das Bild an! Da liegt das Jesuskindlein auf Heu und Stroh im Arme der Mutter Maria. Und im Kreise umher stehen die Leute und falten ihre Hände zum Dank und jubeln darüber, daß das Kindlein geboren ward, denn es war gekommen, um unser und aller Welt Sünden zu tilgen und die Menschen dadurch wieder zu einem Wohlgefallen Gottes zu machen. Was ist das doch Großes! Wir müßten noch heut alle verloren gehen in unseren Sünden, wenn uns Christ der Retter nicht erschienen wäre. Nun aber können wir ewig fröhlich und selig sein.

Und nun seht die kleinen Bilder! Links die Verkündigung des Engels, der jubelnd in die Welt hineinruft, daß die große Freude „allem Volk" gilt, rechts die Weisen aus dem Morgenland, die ersten Heiden, die zum Heiland kommen. Ja die armen Heiden sollen auch Anrecht haben an dem, was das Kindlein uns gebracht. So häßlich ihre Sünden und Sitten auch sind, auch sie können nun errettet und selig werden. Ist das nicht erst recht Grund zum Weihnachtsjubel?

Herzlichen Dank

für 20,40 Mk., die uns durch Br. D. Maier von Br. Bender in Australien für die Missionsschuld zugegangen sind, und für 5,18 Mk. aus der Missionsbüchse der Knaben W. W. und H. W. in Bautzen, sowie für Staniol von den Kindern der Schw. P. B. in Herrnhut und für Mk. 22,40 von und durch Frl. Schaumburg, Melsungen.

Expedition der Missions-Verwaltung.

Auflösungen der Rätsel.

In No. 1: Asien; No. 2: Bober, Thale; No. 3: Erle, Scherben; No. 4: Ninive; No. 5: Matrone, Matrose; No. 6: Eigen, Eisen, Eichen, Eilen; No. 7: Schiff; No. 8: Elbe, Ende; No. 9: Mutter, Butter; No. 10: Weintraube; No. 11: 1. Könige 17, 6.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.